

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Logik und Unlogik des Geldes. Über Geld, Wert und
Macht.“

Verfasser

Mag. Patrick Siebert

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienbuchblatt:

A 296

Studienrichtung lt. Studienbuchblatt:

Philosophie

Betreuer:

Ass.-Prof. Dr. Wolfgang Pircher

Mag. Patrick Siebert

Logik und Unlogik des Geldes

Über Geld, Wert und Macht

Inhalt

0	Motivation	1
1	Logik und Unlogik des Geldes	3
1.1	Geld und Erkenntnis	4
1.1.1	Das Wesen des Geldes.....	5
1.1.2	Die transzendentalen Bedingungen der Gelderkenntnis.....	9
1.1.3	Die Identität des Geldes.....	14
1.1.4	Sprechakttheorie und der Kollaps der Werte/Fakten Dichotomie.....	16
1.2	Geld und Funktion.....	19
1.2.1	Wertaufbewahrung	20
1.2.2	Tauschmittel	22
1.2.3	Recheneinheit und Wertmaß	24
1.3	Geld und Wert	27
1.3.1	Bewerten und Messen.....	28
1.3.2	Vom Werten zum Geld.....	38
1.3.3	Konsequenzen aus dem Bewertungsproblem	44
1.3.4	Wieso überhaupt bewerten?	47
1.3.5	Das Induktionsproblem in der Unternehmensbewertung	47
1.3.6	Inflation	49
1.4	Geld und Schuld	52
1.4.1	Warengeld und Schuldgeld.....	53
1.4.2	Metallisten und Nominalisten.....	58
1.4.3	Wie kommt Geld in Umlauf?	60
1.4.4	Der Debitismus.....	62
1.5	Geld und Macht	65
1.5.1	Das Problem der Gegenseitigkeit	65
1.5.2	Die Macht des Geldgedankens	67
1.5.3	Die Macht der Gelddenker oder: Die Macht <i>über</i> die Gelddenker	70
1.5.4	Die Macht der Geldschöpfer	74
1.6	Geld und Haben.....	76
1.6.1	Haben oder Sein	76
1.6.2	Bestandsgrößen und Flussgrößen	78
1.6.3	Geld und Eigentum.....	82
1.6.4	Eigentumsökonomik und ihre Kritik.....	83
1.7	Geld und Tausch.....	86
1.7.1	Zahlen, Tauschen und Schenken	86
1.7.2	Die Tauschtheorie von Walras	89
1.7.3	Der Kollaps der Realwirtschaft/Finanzwirtschaft Dichotomie.....	90

1.7.4	Das Geldsubjekt	93
2	Zusammenfassung und weiterführende Fragestellungen	96
3	Bibliographie	102
4	Danksagung	108
5	Abstract (deutsch).....	109
6	Abstract (english)	110
7	Lebenslauf	111

0 Motivation

In meiner vorhergehenden Diplomarbeit mit dem Titel „Das Geld in der Neoklassik. Der Paradigmenwechsel in der Ökonomik am Beispiel der Geldtheorie“¹ beschrieb ich, wie die Neoklassik der Wirtschaftswissenschaften mit dem Thema *Geld* umging. Ich nahm die Neoklassik als Paradigma an und versuchte aus dem Blickwinkel der Geldtheorie einen Paradigmenwechsel im wirtschaftswissenschaftlichen Denken aufzuzeigen, und eventuell sogar anzustoßen. Viele Aspekte bezüglich *Geld* konnten damals jedoch nicht berücksichtigt werden. Unter anderem blieb ich eine genaue Untersuchung des Begriffs *Geld* schuldig. Diesem Umstand soll das vorliegende Werk Rechnung tragen. Es soll sich hier jedoch nicht um eine banale Aufzählung von Gelddefinitionen drehen. Vielmehr möchte ich versuchen zu erörtern, inwieweit die Essenz eines Begriffs überhaupt begriffen werden kann.

„Was ist Geld?“ könnte die Forschungsfrage dieser Arbeit sein. Beantwortet werden soll sie jedoch weder betriebswirtschaftlich (z.B.: „Wie erlange ich möglichst viel Geld?“), noch neurobiologisch („Welche Nerven verbinden sich wie beim Geldgebrauch?“), und auch nicht volkswirtschaftlich („Welche Geldmenge erhöht die Inflation?“). Sie soll weder historisch („Welche Dinge waren einmal Geld?“), noch psychologisch („Welche Gefühle und Verhaltensweisen löst der Geldgebrauch aus?“) beantwortet werden, sondern philosophisch („Was ist das Wesen des Geldes, kann man diese Frage verstehen und wenn ja, wie?“).

„Es bleibt ein Hemmnis für den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis, daß diejenigen, die über das Wesen des Geldes schreiben, allzu oft die Bedeutung ihrer Vorgänger verkennen, während sie die eigene Originalität überschätzen. Muß man nicht lächeln, wenn man in ihren Werken und Abhandlungen immer und immer wieder liest: »Alle früheren Autoren gingen von einem Grundirrtum aus. Sie beachteten nicht den Unterschied zwischen Geld und Kapital.« Oder: Die bisherige Literatur ist »erfüllt von unklaren Vorstellungen über das Wesen des Geldes« [...]. Oder: »Nichtsdestoweniger ist das Geldproblem bis in die

¹ Vgl. (Siebert, 2011)

jüngste Zeit eines der dunkelsten Kapitel der Volkswirtschaftslehre geblieben« [...] „²

Das schrieb Bruno Moll in seiner *Logik des Geldes* bereits im Jahre 1916. Ich möchte hier nicht meine Originalität überschätzen. Soweit es geht werde ich versuchen, auf bereits bestehende Theorien und Gedanken zurückzugreifen, um die Arbeit meiner wissenschaftlichen Vorgängerinnen und Vorgänger zu würdigen. Allerdings stellt sich für mich die berechnigte Frage, weshalb ich heute auf dieselben Probleme wie Moll stoße. Auch ich hatte während meiner Studienlaufbahn oft das Gefühl, dass zwischen den verschiedenen Begrifflichkeiten selbst durch die am meisten gelesenen und gelehrten Autorinnen und Autoren nicht genau genug unterschieden wird - und das beinahe hundert Jahre nach Molls Schrift. Er würde vermutlich nicht mehr darüber lächeln, wenn er wüsste, dass man heute das Geldproblem noch immer als eines der dunkelsten Gebiete der Volkswirtschaftslehre bezeichnen kann. Ich werde auch versuchen, dafür aus dem derzeitigen wirtschaftswissenschaftlichen Diskurs Beispiele zu geben.

Schlägt man eine Dissertation über Geld aus dem Jahre 1963 auf, so kann man bereits folgende verzweifelte Zeilen lesen: „Schon Menger spricht in seinem Artikel "Geld" [...] davon, daß es weit mehr als 6000 selbständige Schriften und Abhandlungen über das Geld gab.“³ Mir wurde bei der Literaturrecherche bewusst, dass die Grenzen der menschlichen Erkenntnis nicht nur durch die große Anzahl der menschlichen Phänomene und der Unüberschaubarkeit von Betrachtungsweisen und aus den Gegenständen selbst, sondern auch durch die bereits publizierte Forschungsarbeit gesetzt werden.

Es bleibt zu hoffen, dass diese Arbeit dennoch dazu beitragen kann, dass in hundert Jahren nicht noch immer die selbe Verwirrung herrscht, dass die Menschen aus der selbst auferlegten Unmündigkeit erwachsen können und dass die Hemmnisse des Fortschritts der wissenschaftlichen Erkenntnis, insoweit dieser überhaupt möglich ist, beseitigt werden.

Mag. Patrick Siebert

Wien, März 2012

² (Moll, 1956 S. 2)

³ (Bednar, 1963 S. 14)

1 Logik und Unlogik des Geldes

Zu Beginn der Arbeit wird behandelt werden, inwieweit die Frage „Was ist Geld“ überhaupt beantwortet werden kann. Wie ist sie erkenntnistheoretisch zu begründen? Gibt es ein Wesen des Geldes und wenn ja, wie können wir es erkennen? Es wird die Sprechakttheorie im Zusammenhang mit der Geldfrage diskutiert. Schließlich stelle ich das Konzept der impliziten Ethik und deren Zusammenhang mit Geld vor. Das nächste Kapitel widmet sich den Funktionen des Geldes. Was sind die Charakteristika der Tauschmittel-, Recheneinheits- oder Wertaufbewahrungsfunktion? In welchem Spannungsverhältnis befinden sich diese Funktionen? Anschließend wenden wir uns dem Wert zu. Geld und Wert sind zwei verschiedene Begriffe, die im Sprachgebrauch eng miteinander verwoben sind. Wo ist jedoch die Grenze zwischen beiden zu ziehen? Sind sie tatsächlich synonym verwendbar? Es wird erörtert, worin der Unterschied zwischen Bewertungen und Messen liegen könnte und weshalb diese Unterscheidung wichtig ist. Im Kapitel über Inflation wenden wir uns dem Wert des Geldes selber zu. Schuld und Geld sind das nächste verwickelte Begriffspaar der Untersuchung. Es werden Kategorien wie Warengeld und Schuldgeld, sowie davon ausgehend die Theorien der Metallisten und Nominalisten vorgestellt und kritisch beleuchtet. In diesem wirtschaftlichen Teil stellen wir uns ebenfalls die Frage, wie Geld überhaupt im Wirtschaftsprozess anfängt zu existieren. Wie entsteht es und wie vergeht es und was hat das mit Schulden zu tun? Geld ist mit Macht verbunden. Ausgehend von einem an Hannah Arendt angelehnten Machtbegriff wird die Macht der unterschiedlichen Geldinstitutionen analysiert. Im Kapitel über Geld und Haben wenden wir uns dem Haben-Modus zu. Wie unterscheidet er sich vom Seinsmodus? Im Zusammenhang mit Geld scheint das Eigentum erwähnens- und untersuchenswert. Schließlich wird das Tauschen erforscht. Was sind die verschiedenen Modi, die das Geldsubjekt mit dem Geld ausführt? Ist Tausch wirklich der wichtigste? Aus Sicht des Geldsubjekts kann man sämtliches Wirtschaften unter dem Mantel des Geldes sehen. Aus dieser Sicht bricht auch die Dichotomie zwischen Real- und Finanzwirtschaft zusammen. Die Arbeit endet mit einer Konklusion und einem Ausblick für zukünftige Forschungen.

Was ist Geld? Wenden wir uns anfangs den Problemen zu, welche diese Frage an uns heranträgt.

1.1 Geld und Erkenntnis

Bevor es um inhaltliche Fragen geht möchte ich ein paar Probleme aufzeigen, die der Versuch einer Beantwortung der Frage „Was ist Geld?“ bereiten kann. Brodbeck fasst schön zusammen, auf welche Arten man bisher versuchte, das Geld zu erklären:

„Wenn man Geld „erklären“ möchte, so besitzt solch eine Absicht eine vielfältige Bedeutung. Man kann damit das Ziel verfolgen, das Sein, die *Existenz* von Geld erklären zu wollen. Setzt man die Existenz von Geld bereits voraus, so mag man sich darauf konzentrieren, die Strukturen, die man am Geld entdecken kann, herauszuarbeiten. Überlagert man diesen Überlegungen die Vorstellung der Zeit, so kann man das *Werden* des Geldes sowohl in seiner Existenz wie in der Entfaltung seiner Strukturen darstellen wollen. Bemerkt man, dass das Geld Sachen und Personen *vermittelt*, so liegt die Vorstellung nahe, Geld sei ein *Medium*, vergleichbar zur Sprache. Weiter kann man versuchen, das Geld aus anderen Strukturen abzuleiten und auf diese anderen Strukturen zu *reduzieren*. Man sagt dann, dass das Geld „eigentlich“ nur diese oder jene Struktur in einer anderen Form sei. Schließlich kann „Erklärung“ auch bedeuten, dass man nach „Funktionen“ des Geldes fragt und daran einige Überlegungen knüpft: Etwa die, dass das Geld einige *nützliche* Funktionen für den Tausch erfüllt und – teleologisch argumentiert – deshalb *für diesen Zweck* „erfunden“ oder „eingeführt“ wurde. Man kann hier sogar die Existenz ganzer Wirtschaftssysteme rückwirkend an diese Erfindung koppeln.“⁴

Weiters kann man Geld auch empirisch beschreiben wollen und diese Beschreibung anstatt der Erklärung vorlegen. All diesen Erklärungsversuchen liegt die Überzeugung zugrunde, dass man überhaupt erklären oder erkennen kann, was Geld ist. Vielleicht liegt Geld im Reich des Unerklärlichen? Stößt man bei der Frage nach dem Geld an die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens? Oder kann man Geld nur teilweise erkennen, erklären? Wenn man annimmt, dass man das richtige Wesen des Geldes gar nicht erkennen könne weil es außerhalb unseres Vermögens liege, so könnte man getrost nach Wittgenstein sagen:

⁴ (Brodbeck, 2009 S. 335)

„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“⁵ Die Diskussion wäre damit beendet. Allerdings würde man Wittgenstein damit nicht gerecht werden, denn er schreibt ebenfalls: „Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen. [...] Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, so *kann* sie auch beantwortet werden.“⁶ Das Verwerfen der Frage beantwortet diese eben gerade nicht. Die Frage wurde gestellt, also könnte sie nach Wittgenstein zumindest auch beantwortet werden.

Deshalb werde ich trotz ungewissen Ausgangs die Untersuchung starten und mich der Frage nach dem Wesen des Geldes zuwenden. Was ist das Wesen des Geldes und wie kann man es erkennen? Was ist überhaupt das Wesen eines zu untersuchenden Gegenstandes? Es muss nach dem „Sein“ generell gefragt werden. Die Frage „Was ist Geld?“ philosophisch zu betrachten bedeutet, dem darin enthaltenen *ist* einen größeren Stellenwert beizulegen. Anschließend kann man die Frage stellen: Was ist die Bedeutung des *Begriffs* Geld. Um dies zu untersuchen werde ich über die Bedeutung des Begriffs „Bedeutung“ schreiben müssen. Was ist die Bedeutung der Bedeutung, könnte die Frage lauten. Ist es überhaupt möglich, von vorne anzufangen und weder auf historische, noch biologische oder psychologische Aspekte hinzuweisen, und trotzdem zu einer Antwort auf die Frage der Essenz eines Begriffs zu kommen? Erkennt man Geld nur durch Rückerinnerung an Platonische Ideen? Und weiters kann gefragt werden: Kommt dem Geld eine Identität im Diskurs zu und wenn ja, wie ist diese zu denken? Schließlich stellt sich die Frage, ob man über Geld als Faktum überhaupt schreiben kann, oder ob es sich nicht immer nur um Meinungen handelt.

1.1.1 Das Wesen des Geldes

Wenn Marx die Ware als „vertracktes Ding“⁷ bezeichnete, so kann man selbiges auch vom Geld mit gutem Gewissen behaupten. Geld ist vertrackt und schwer zu durchschauen. Weiters ist es beinahe ein Tabu. Wer zum Beispiel die Frage nach der Höhe des Gehalts stellt, macht sich schnell unbeliebt. „Über Geld spricht man nicht“, meint der Volksmund. Was ist das Wesen des Geldes? Was macht es in seinem Ursprung aus? Wenn man versucht, das zu erörtern, so stößt man auf die unterschiedlichsten Beschreibungen. Es scheint fast so, als ob man das Geld zum Reich der *δόξα* zählen kann. Und über Meinungen kann man bekanntlich streiten.

⁵ (Wittgenstein, 2003 S. § 7)

⁶ (Wittgenstein, 2003 S. § 6.5)

⁷ Vgl. (Marx, 1984 S. 85)

Der Begriff *Geld* ist, wie alle Begriffe, eine Abstraktion. Man möchte mit ihm verschiedenste Gegebenheiten, Erfahrungen und Phänomene zusammenfassen. Dadurch ist jedoch immer eine andere Erinnerung, ein anderer Lebenshorizont und eine andere geschichtliche Epoche mit ihm verbunden. Glaubt man nicht an eine platonische Idee des Geldes oder an eine logische Ur-Bestimmtheit, so muss jede Definition des Begriffs immer auch durch das gesellschaftliche Bewusstsein gefärbt sein. Gerloff beispielsweise möchte das Wesen des Geldes ausgehend von sozialen Handlungen beschreiben. „Der Begriff des Geldes kann nur aus dem Sinnzusammenhang des sozialen Geschehens gewonnen werden, das uns einen gewissen Gütergebrauch zeigt, von dem man sagt, er sei ein geldmäßiger.“⁸ Es sind so gewisse gesellschaftlichen Handlungen, die sich von anderen erkennbar unterscheiden müssen, die einen Begriff des Geldes herleitbar machen. Diese könnten zum Beispiel das Kaufen und Verkaufen, das Bezahlen, oder auch einfach nur das Saldieren von Rechnungen eines Unternehmers sein. Gerloff unterscheidet sich dahingehend von anderen Geldtheoretikern wie den Metallisten, als er den Begriff nicht rein am Stoff des Geldes festmachen möchte. Denn zum Wesen des Geldes gehört noch etwas: „Es sind nicht nur die Eignung dieses Gutes oder gewisse Eigenschaften, die seine Eignung bedingen, sondern auch eine gewisse Gesinnung der sich des Gutes bedienenden Menschen, der Geldgesellschaft.“⁹ Damit erfährt die Behandlung des Geldbegriffs eine Art kopernikanische Wende. Um das Wesen des Geldes richtig erfassen zu können, muss man sich nicht nur die Geldscheine oder das Gold, also den Stoff des Geldes ansehen. Sondern man muss ebenfalls die Menschen untersuchen, die das Geld verwenden. Man sollte untersuchen, wie die Geldrechnung vonstatten geht. Auch das Bewerten und Bezahlen von Gütern muss Untersuchungsgegenstand sein. Weiters müsste auch die Geldverwendung in der Gesellschaft und die Gesellschaft selber, in der Geld verwendet wird, in die Betrachtung einfließen. Damit gilt:

„Die vielfach aufgeworfene Frage nach dem richtigen Geldbegriff ist falsch gestellt. Es kann sich nur darum handeln, einen den jeweiligen Tatsachen des Geldgebrauches entsprechenden Begriff zu bilden. Der Geldgebrauch selbst aber ist, wie alles soziale Leben, einem fortgesetzten Wandel, einer Um- und Weiterbildung unterworfen. So kann man wohl sagen, ein erheblicher Teil der Meinungsverschiedenheiten, die über den

⁸ (Gerloff, 1952 S. 98)

⁹ (Gerloff, 1952 S. 98)

Begriff des Geldes bestehen, liegt an dem Gegenstand selbst, der Ergebnis geschichtlicher Entwicklung ist.“¹⁰

Gerloff möchte also einerseits die Vergänglichkeit eines Geldbegriffs aufzeigen. Andererseits geht er den Weg, dass er Geld immer nur im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung und konkret in der Verbindung zu seiner historisch aktuellen Verwendung definiert. Nur so kann er folglich auf verschiedene Geldarten wie Hortgeld oder Klassengeld kommen. Dieser historischen Perspektive soll hier zwar nicht weiter gefolgt werden, es sollte jedoch erstens im Hinterkopf behalten werden, dass über das Wesen des Geldes deshalb so viel gestritten wird, weil es eventuell ein sich ständig veränderndes ist. Zweitens ist die Wendung des Blicks auf die Art der Verwendung des Geldes eine interessante. Drittens ist auch die Untersuchung der Gesellschaft und ihrer Machtgefüge interessant, wenn es um eine Deutung des Wesens des von ihr verwendeten Geldes geht. Viertens muss beachtet werden, dass jede Beschreibung des Geldphänomens immer von der Perspektive des Verfassers ausgeht, also schon vorgefärbt und abhängig vom jeweiligen Menschenbild ist. Man kann sich als Beobachter eines Geschehens nicht selbst aus diesem Geschehen herausnehmen, sondern ist, ob man will oder nicht, immer auch Teil desselben. So gesehen ist jede Untersuchung des Wesens des Geldes auch eine Untersuchung von und ein Zeugnis über sich selbst. Anders formuliert kann man die Frage stellen: Was sind das für Wesen, die Geld verwenden?

Manche wollen auf den Prozesscharakter hinweisen: „Das Wesen eines Dinges ist [...] nicht ein metaphysisch gedachtes Absolutes, sondern nur ein Produkt unserer Denktätigkeit. Durch diesen Prozess stellen wir somit fest, wonach sich ein Ding von anderen wesentlich, das ist in der Hauptsache, unterscheidet.“¹¹ Somit kann das Wesen des Geldes negativ bestimmt werden, nämlich mittels Denkprozessen in Abgrenzung zu anderen Begriffen. Geld ist all das, was die anderen Dinge gerade nicht sind. Gleichzeitig ist Geld nur ein Prozess unserer Denktätigkeit. Durch diese erfahren wir, was Geld ist und wie es sich von anderen unterscheidet.

Wenn es um Begriffe geht, so kann man sich an die Philosophie Hegels anlehnen. Für Hegel war die Suche nach der Wahrheit immer auch ein Arbeiten mit Begriffen. Dadurch, dass wir unseren Geist einsetzen, begreifen wir. Und dieses Begreifen führe zu den Begriffen. Umgekehrt könne die Begriffsarbeit zum Begreifen führen.¹² Taylor beschreibt das

¹⁰ (Gerloff, 1952 S. 99)

¹¹ (Bednar, 1963 S. 7f.)

¹² Vgl. (Liessmann, 2003 S. 88)

folgendermaßen: „Ein Begriff ist notwendigerweise mit anderen Begriffen verbunden; kein Begriff kann durch sich selbst eingeführt werden.[...] Man kann keinen Begriff entwickeln, der nicht auf diese Weise verbunden wäre und der somit von anderen nicht irgendwie erklärt werden könnte.“¹³ Denn in unserem Denken hätten wir nur die Begriffe. Mit ihnen begriffen wir das Sein.

Wenn man sich der Begriffsarbeit hingibt, so stößt man schnell auf Widersprüche. Langes Nachdenken über Begrifflichkeiten kann, wenn man es ausreizt, erfahrungsgemäß auf Unstimmigkeiten stoßen. Auf solche kommt Hegel beispielsweise, wenn er über den Anfang des Denkens schlechthin nachdenkt.¹⁴ Denn wenn man das Anfangen des Denkens beobachten möchte, „so hätten wir keinen besonderen Gegenstand, weil der Anfang, als des Denkens, ganz abstrakt, ganz allgemein, ganz Form ohne allen Inhalt sein soll; wir hätten somit gar nichts als die Vorstellung von einem bloßen Anfang als solchem.“¹⁵ Doch was ist diese Vorstellung vom Anfang? „Es ist noch Nichts, und es soll Etwas werden. Der Anfang ist nicht das reine Nichts, sondern ein Nichts, von dem Etwas ausgehen soll; das Sein ist also auch schon im Anfang enthalten.“¹⁶ Somit hat Hegel im Anfang das Sein und das Nichts zugleich gefunden. Es zeigt sich in einem Werden, das jedem Anfangen inhärent ist. Das klingt paradox und ist es auch. Warum ist das so? Taylor schreibt darüber:

„Begriffe enthüllen bei näherer Untersuchung innere Widersprüche. Als Allgemeinheiten erweisen sie sich notwendigerweise als auf Besonderheiten bezogen, die sie jedoch verneinen. Indem sie diese inneren widersprüchlichen Verhältnisse zeigen, zeigen sie die Natur der Dinge, denn unsere Begriffe verhalten sich wie diese, weil sie Vermittler des Selbstbewußtseins der inneren Notwendigkeit des Kosmos sind. Folglich erzeugt eine Untersuchung der Begriffe als reine Formen die grundlegende Struktur der Dinge oder den Inhalt. Umgekehrt enthüllt eine Untersuchung des Inhalts der Dinge die innere begriffliche Notwendigkeit oder die Form.“¹⁷

Deshalb muss man, wenn man das Wesen des Geldes untersucht, den Begriff arbeiten lassen. Man muss ihn durchdenken in all seinen Verhältnissen zu anderen Begriffen. Wie hängen

¹³ (Taylor, 1978 S. 398)

¹⁴ Vgl. (Liessmann, 2003 S. 89)

¹⁵ (Hegel, 1979 S. 73)

¹⁶ (Hegel, 1979 S. 73)

¹⁷ (Taylor, 1978 S. 392)

Geld und Macht zusammen? Sind die Begriffe Geld und Wert verwoben und wenn ja, wie? Was unterscheidet Geld von Vermögen? Wodurch unterscheidet sich der Begriff Geld von anderen? Um Geld zu begreifen, muss man sich dieser Begriffsarbeit hingeben. Diese Arbeit wird in weiterer Folge diesen Weg gehen. Die Widersprüchlichkeiten, die sich dabei ergeben, müssen sich zwangsweise einstellen, soll diese Begriffsarbeit die Natur des Geldes und seinen Inhalt zeigen.

Außerdem lässt sich fragen: Kann man a priori sagen, was Geld ist? Oder ist die Frage auch eine der Empirie? Muss man nicht eher beobachten, wie und was die Menschen als Geld verwenden? Somit sind wir jedoch zum Kern einer jahrhundertealten Debatte vorgedrungen, nämlich nach der Frage zwischen Empirismus und Idealismus. Was sind die Grenzen der Erkenntnis, wenn man das Wesen des Geldes begreifen möchte?

1.1.2 Die transzendentalen Bedingungen der Gelderkenntnis

Kants *Kritik der reinen Vernunft* beginnt mit folgender Einleitung:

„Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und teils von selbst Vorstellungen bewirken, teils unsere Verstandestätigkeit in Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt? Der Zeit nach geht also keine Erkenntnis in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieser fängt alle an.“¹⁸

Somit muss auch jede Erkenntnis über Geld mit der Erfahrung anfangen. Wir können über Geld nur Erkenntnisse erlangen, weil es uns empirisch begegnet. Nur dadurch, dass wir Geld irgendwie sinnlich erfahren (und sei es auch nur über die Augen), können wir Erkenntnis darüber erlangen. Das bedeutet, dass in Gesellschaften, wo kein Geld vorkäme, also wo beispielsweise reiner Tauschhandel durchgeführt wird, auch keine Erkenntnis über Geld vorliegen könnte.

Nun braucht es jedoch noch zusätzlich transzendentaler Strukturen, damit Erkenntnis über Geld möglich werde. Denn sinnliche Erfahrung alleine muss geordnet werden und daher auf

¹⁸ (Kant, 1998 S. 43)

ein ordnendes Prinzip treffen. Weil: „Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“¹⁹ Einerseits wäre ein Begriff des Geldes, der ohne Gelderfahrung gebildet wird, ohne Inhalt. Es müssen jedoch andererseits ebenso verstandesgemäße Bedingungen gegeben sein, damit die sinnliche Gelderfahrung auch begriffen werden könne.

Somit muss man die transzendentalen Bedingungen untersuchen, die eine Erkenntnis über Geld erst ermöglichen. Eine wäre zum Beispiel folgende: Geld drückt sich in Zahlen aus. Preise, Bewertungen und Geldverwendung sind generell gekennzeichnet dadurch, dass man sich Zahlen bedient. Die Zahl gehört zu den Verstandesbegriffen und ist damit eine der Grundbedingungen von Erfahrung.²⁰ Somit ist die Zahl eine der apriorischen Bedingungen, um Gelderkenntnis zu ermöglichen. Um sich der Geldrechnung zu bedienen, bedarf es der quantitativen Kategorien wie Einheit, Vielheit und Allheit.²¹ Weiters geht man bei der Geldrechnung - der ökonomischen Kalkulation - mathematisch vor. Man bildet also synthetische Urteile a priori. Was ist der Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urteilen?

„Analytische Urteile [...] sind also diejenige, in welchen die Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt durch Identität, diejenige aber, in denen diese Verknüpfung ohne Identität gedacht wird, sollen synthetische Urteile [...] heißen. Die erstere könnte man auch Erläuterungs-, die andere Erweiterungsurteile heißen, weil jene durch das Prädikat nichts zum Begriff des Subjekts hinzutun, sondern diesen nur durch Zergliederung in seine Teilbegriffe zerfallen[sic!], die in selbigem schon [...] gedacht waren: dahingegen die letztere zu dem Begriffe des Subjekts ein Prädikat hinzutun, welches in jenem gar nicht gedacht war, und durch keine Zergliederung desselben hätte können herausgezogen werden.“²²

Mathematische Urteile werden also so gefällt, dass sie eine Erweiterung des Subjekts darstellen. Sie fügen dem Subjekt ein Prädikat hinzu, das nicht schon in jenem enthalten war. In der Mathematik – und ebenso in der Geldrechnung - passiert dies vor der Erfahrung, eben a priori.

¹⁹ (Kant, 1998 S. 130)

²⁰ Vgl. (Eisler, 1964 S. 613 u. S. 282 ff.)

²¹ Vgl. (Kant, 1998 S. 156)

²² (Kant, 1998 S. 57)

Dadurch, dass der Verstand die Anschauungen unter den Begriff der Größe zusammenfassen kann, können die mathematischen, apriorischen Urteile auf die Erfahrung angewendet werden. Für Kant kann man aus dem Ding selbst erkennen, *dass* es groß sei, weil es die Vielheit in Eines zusammenfasse. Die Frage sei jedoch, *wie* groß es ist. Dies könne man nur im Vergleich zu einem anderen großen Ding erfahren, weil es eben auch auf die Größe der Einheit ankäme.²³ Georg Simmel wird sich später fragen, ob dies auf die Größenmessung des Wertes ebenso zutrifft: Muss der Maßstab für den Wert selber wertvoll sein?

Wie werden die apriorischen Begriffe mit der Sinnlichkeit verbunden? Über den Schematismus.

„Das transzendente S[chema] ist kein Bild, sondern eine Regel, ein Verfahren, mittelst der reinen Anschauung der Zeit das in der Kategorie gemeinte, angezeigte Verhältnis an dem empirischen Anschauungsmaterial zum Ausdruck zu bringen, es auf dieses anzuwenden, es der Einheit des Verstandesbegriffs gemäß zu bestimmen, zu verknüpfen.“²⁴

Die Frage, die man sich in Anschluss daran stellen müsste: Wie sieht das Schema des Geldes aus? In anderen Worten: Wie ist der Begriff des Geldes mit der Anschauung des Geldmaterials verbunden? Wie oben erwähnt kann man Parallelen zur Verwendung von Mathematik ziehen und auf ein ähnliches Schema verweisen.

Kant hatte die Gelderkenntnis im Speziellen nicht untersucht. Er hatte jedoch zum Thema Geld ein wenig selber publiziert, was der Vollständigkeit halber hier nicht unerwähnt bleiben soll: Beim Geld geht es auch um das Thema Preise. Für Kant drückte sich in einem Preis nur ein Werturteil aus. Der Preis repräsentiere einen relativen Wert. Da der Mensch Würde habe, besitze er einen absoluten Wert und könne demnach keinen Preis besitzen, sei demnach unverkäuflich.²⁵ Wie man von einem relativen Werturteil auf den Preis kommt, der nach Kant nur „das öffentliche Urteil über den *Wert* (valor) einer Sache im Verhältnis auf die proportionierte Menge desjenigen, was das allgemeine stellvertretende Mittel der

²³ Vgl. (Eisler, 1964 S. 226)

²⁴ (Eisler, 1964 S. 476)

²⁵ Vgl. (Eisler, 1964 S. 432)

gegenseitigen Vertauschung des Fleißes (des Umlaufs) ist“²⁶, werden wir im Kapitel mit Simmel noch sehen.

Rietzel fasst Kants explizite Geldtheorie so zusammen: Der Begriff des Geldes ist nach Kant nicht empirisch, sondern im Intellekt zu finden. Kant sieht im Geld selber keinen Wert, sondern sieht es nur als Repräsentant der Werte. Damit ist es aber das brauchbarste aller Dinge. Für Kant muss Geld an ein Material gebunden sein, das schwer zu beschaffen ist. Er rechtfertigt dies mit der Begründung, dass sonst mehr Geld auf den Markt käme als Waren. Nur wenn der Aufwand, Geld herzustellen, gleich hoch sei wie der Aufwand bei der Erstellung der Ware, wäre es etwas wert. Daher spricht sich Kant auch gegen die Verwendung von Papiergeld aus, weil es beinahe keinen Aufwand bräuchte, um es herzustellen. Kants Geldtheorie bewegt sich schließlich zwischen zwei Polen hin und her. Einerseits sei Geld ein intellektueller Begriff, was auch Papiergeld ermöglichen würde. Andererseits sei Geld nur eine Vertretung für wirklich wertvolle Gegenstände und dieser Wert entstehe durch Arbeit oder Fleiß.²⁷

Zusammenfassend: Um Erkenntnis über Geld zu erlangen bedarf es also einerseits der Erfahrung der Geldverwendung. Es muss uns empirisch begegnen. Andererseits gelten apriorische Bedingungen, die sich ähnlich wie die der Mathematik verhalten müssen, da wir beim Geldgebrauch Zahlen verwenden.

Sohn-Rethel versucht den umgekehrten Weg. Er möchte Kant „[...]vom Kopf auf die Füße[...]“²⁸ stellen und gemäß einer geschichtsmaterialistischen Auffassung die apriorischen Strukturen aus den gesellschaftlichen Produktions- und Verteilungsprozessen entstammen sehen.²⁹ Er fragt sich, woher die Abstraktionen stammen, die unsere Begrifflichkeiten ausmachen. Woher stammt die höhere Mathematik und die moderne Physik? Für den Materialisten müssen sie aus dem gesellschaftlichen Sein ableitbar sein. „Auf dem Boden des Geschichtsmaterialismus läßt sich, wenn die Ableitung gelingt, eine Einsicht in die Hintergründe der Naturwissenschaften, auch der heutigen, gewinnen, die den Naturwissenschaftlern selber unzugänglich ist.“³⁰ Demnach ist seine Aufgabe, die geschichtlichen Produktionsbedingungen jeweils mit den wissenschaftlichen – und hier meist naturwissenschaftlichen – Erkenntnissen reflektierend zu vergleichen. Denn: „Der »Geist«,

²⁶ zitiert nach (Eisler, 1964 S. 432)

²⁷ Vgl. (Rietzel, 1985 S. 572)

²⁸ (Sohn-Rethel, 1990 S. 43)

²⁹ Vgl. (Sohn-Rethel, 1990 S. 15 f.)

³⁰ (Sohn-Rethel, 1990 S. 15)

nous, intellectus purus, sind Mythen, Fetischbegriffe.“³¹ und „[d]ie gesellschaftliche Herkunft seiner Begriffsformen ist dem Intellektuellen selbst absolut verborgen.“³² Was sind nun die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich die Vernunftbegriffe herausbilden konnten? Als entscheidenden Moment sieht Sohn-Rehtel die Münzprägung im alten Griechenland, welche als erste eine Hervorbildung der abstrakten Gedanken ermöglichte.

„Das Vermittlungsglied nun, das zwischen der gesellschaftlichen Realität und der begrifflichen Idealität derselben Formabstraktionen den Zusammenhang herstellt, ist das Geld, und zwar das Geld in seiner erstmalig 680 v. u. Z. in Ionien geschaffenen Münzform“³³

Erst dadurch, dass sich der Mensch über die Geldverwendung von der direkten Produktion zwischen Natur und ihm abwendet und die Sphäre der Zirkulation, also der gesellschaftlichen Produktion betritt, entsteht auch eine Ablösung von konkreten Denken hin zu abstrakten Bewusstseinsinhalten. Deshalb sei es kein Zufall, dass genau zu dieser Zeit Parmenides die Einheit des Seins in seiner unvergänglichen und zeitlosen Bestimmung postulierte.³⁴ Es sei genau die Entkopplung der körperlichen von der Denkarbeit, die in der damaligen Zeit über die Sklavengesellschaft ermöglicht wurde, welche die abstrakte, vom Empirischen absehbenden, Denkstrukturen ermöglichte. Modernes naturwissenschaftliches Denken wäre genau aus der Entwicklung des Kapitals als gesellschaftliche Struktur bewirkt worden.³⁵ Es werden dann geschichtliche Parallelen gezogen, um diese These zu unterstützen. So soll die Entwicklung des modernen Kapitalismus über die Manufakturen, begleitet von der verstärkten rechtlichen Trennung der Arbeiter von ihren Produktionsmitteln unter dem Kommando des Kapitalisten, begleitet worden sein von der gleichzeitigen Entdeckungsgeschichte von Kopernikus bis Newton.³⁶ Der Ursprung dieses Denkens soll jedoch klar in den gesellschaftlichen Strukturen liegen, welche der Geldgebrauch hervorbrachte. Sohn-Rethels Abhandlung endet zusammenfassend: „Das Geld ist eben nicht nur Kapital, es ist auch das Apriori der abstrakten Verstandestätigkeit“³⁷

³¹ (Sohn-Rethel, 1990 S. 20)

³² (Sohn-Rethel, 1990 S. 21)

³³ (Sohn-Rethel, 1990 S. 17)

³⁴ Vgl. (Sohn-Rethel, 1990 S. 35)

³⁵ Vgl. (Sohn-Rethel, 1990 S. 49)

³⁶ Vgl. (Sohn-Rethel, 1990 S. 69)

³⁷ (Sohn-Rethel, 1990 S. 76)

1.1.3 Die Identität des Geldes

Weiters hängt die Frage „Was ist Geld?“ noch mit der Frage der Identität von Gegenständen zusammen. Das Wort „ist“ kann umschrieben werden mit dem Zeichen „=“. Wenn ich also zum Beispiel sage: „Geld ist eine Übereinkunft *innerhalb* einer *Gemeinschaft*, etwas als *Tauschmittel* zu verwenden.“³⁸, so habe ich ein „=“ zwischen diese Begriffe gesetzt. Ich habe angenommen, dass sie identisch sind. Ich habe eine Entität angenommen, nämlich das *Geld*, und sie mit einer anderen, nämlich mit *Übereinkunft*, gleichgesetzt.

Dieses Problem der Identität, von Gleichsetzung, war das Problem, das Gottlob Frege aufzeigte.³⁹ Zunächst bemerkte er, dass ein Satz, der die Form „ $a = b$ “ hat, einen Erkenntnisgewinn repräsentiert. Denn, wenn ich umgekehrt sage „Geld ist Geld“, so habe ich damit noch keinen Erkenntnisgewinn, sondern nur eine Tautologie, etwas das auch vor der Erfahrung gilt, ausgedrückt. „ $a = a$ “ gilt *a priori* und ist nach Kant analytisch zu nennen, während Sätze von der Form $a = b$ oft sehr wertvolle Erweiterungen unserer Erkenntnis enthalten und *a priori* nicht immer zu begründen sind.“⁴⁰ Eines muss klar sein: Wenn man ein „ist“ zwischen zwei Begriffe setzt, so möchte man meistens nicht einen neuen Namen einführen. Man möchte nicht sagen: „Ich nenne jetzt Geld anders, und sonst ändert sich nichts“, sondern man möchte eine neue Erkenntnis ausdrücken. Man möchte ein synthetisches Urteil fällen. Eine andere Identität soll beschrieben werden, man möchte das Wesen einer Sache anders begreifen. Wenn ich jetzt beispielsweise sage „[...]Geld ist ein Anrecht auf Gläubigereigentum[...]“⁴¹, so möchte ich nicht Geld anders benennen, möchte also nicht von nun an sagen müssen: „Ich bezahle mit Anrecht auf Gläubigereigentum“. Man möchte vielmehr dem Geld eine andere Identität zusprechen, die auf einem Erkenntnisgewinn beruht, im erwähnten Beispiel vermutlich den Zusammenhang von Geld, Zins und Eigentum.⁴²

Das Problem von Frege war: Wann kann man sicherstellen, dass man durch die Gleichsetzung wirklich einen Erkenntnisgewinn ausdrückt? Wie hängen die gleichgesetzten Worte mit den dazugehörenden Gegenständen und mit der Art, wie wir die Gegenstände erfahren zusammen? Freges berühmtes Beispiel ist das des Morgensterns und des Abendsterns.⁴³ Lange glaubten die Menschen, von zwei unterschiedlichen Dingen zu sprechen, weshalb sie auch unterschiedliche Namen verwendeten (Morgenstern = a; Abendstern = b). Irgendwann

³⁸ (Lietaer, 2002 S. 119)

³⁹ (Frege, 1986)

⁴⁰ (Frege, 1986 S. 40)

⁴¹ (Heinsohn, et al., 2009 S. 182)

⁴² Dies ist auch der Titel des Werks, aus dem das Zitat entnommen wurde, siehe (Heinsohn, et al., 2009)

⁴³ Vgl. (Frege, 1986 S. 52)

kamen sie dahinter, dass es eigentlich derselbe Planet war und dass man also getrost $a=b$ schreiben könne.

Wenn man nun versucht, die Frage „Was ist Geld?“ zu beantworten, so stößt man auf Freges Problem: Möchte man eine neue Erkenntnis ausdrücken? Möchte man Geld nur anders benennen? Oder möchte man das, was Frege als „Sinn“ bezeichnet, umschreiben? Also möchte man zwar denselben Gegenstand, jedoch andere Attribute, andere Arten des Gegebenseins, sprich andere Perspektiven beschreiben? Dies ist auch kein rein logisches Problem, sondern eher ein, wenn man so will, ontologisches, weil es eben die Relation zwischen den logischen Strukturen und den empirischen Tatsachen oder genereller das Problem der Verbindung zwischen sprachlichen Beschreibungen und beobachteter Welt untersuchen möchte.

Karl Heinz Brodbeck hat einen interessanten Lösungsansatz für dieses Problem gefunden. Es muss vor dem Hintergrund behandelt werden, dass für Brodbeck die philosophiegeschichtlich gesehen traditionelle Dichotomie von Empirie und Apriorischem nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. Außerdem rückt Brodbeck ab von der strengen Subjekt-Objekt Dichotomie und möchte Identitäten von Relationen bestimmt sehen.⁴⁴ Es sind die Relationen, die erst die Identität der Relate, der Entitäten herstellen. Genausowenig, wie ein König ohne seine Untertanen denkbar ist, kann es Untertanen ohne einen König geben. Es ist erst die Relation zwischen ihnen, die sie als Identitäten entstehen lässt.⁴⁵ Für ihn ist die Identität von Gegenständen gar nicht voraussetzbar. Identität - also das, was man dann mit einem „=“ umschreiben kann - entstehe erst durch die Kommunikation und durch das Handeln, in einer sozialen Situation, durch Prozesse, die Relationen darstellen.

„Die Identität von Gegenständen konstituiert sich in der sozialen Grundstruktur durch einen Zeichenprozess, in dem Korrekturhandlungen und –dialoge sowohl die Identität der verwendeten Zeichen wie der bezeichneten Objekte sicherstellen sollen. [...] Kein „Satz der Identität“ stellt sicher, dass Diskurse in der Feststellung von Bedeutungen konvergieren müssen. [...] Diese Selbigkeit oder Identität ist, falls sie

⁴⁴ Vgl. (Brodbeck, 2009 S. 42 ff.)

⁴⁵ Vgl. (Brodbeck, 2009 S. 47 f.)

besteht, das Resultat eines semiotischen Prozesses, an dessen Ende erst ein Satz $a = b$ formuliert werden kann.“⁴⁶

Ebenso wird laut Brodbeck die Identität des Geldes erst durch diesen sozialen Prozess bestimmt. Dieser soziale Prozess kann zum Beispiel auch der Tausch auf dem Markt sein.

„Jedes Ding ist in seiner Identität das, was sich im sozialen Prozess der Identitätsbildung erzeugt und reproduziert. So ist auch das Geld in seinem Wesen, seiner Bedeutung, seiner Identität nur das, was in seinem sozialen Prozess erzeugt und reproduziert wird.“⁴⁷

Erst in einem Markt, in der sozialen Interaktion über den Tausch, entstehe die Identität des Geldes. Nur dadurch, dass sich die Marktteilnehmer faktisch, das heißt über ihre Handlungen und begleitet durch semiotische Prozesse darüber verständigen, womit gezahlt wird, entstehe über die Relationen das Relat Geld.

Aber nicht nur auf dem Markt, sondern auch in der sozialen Interaktion des Wissenschaftsbetriebes, so meine These, entsteht die Identität von Geld. Wenn im wissenschaftlichen Diskurs über Geld geschrieben wird, so wird damit jene Vorstellung angenommen, die allgemein durch die „Funktionen des Geldes“ begleitet wird. Und das, obwohl diese Funktionen in sich selber widersprüchlich sein können und die damit evozierten Identitäten sogar beträchtlich von denen im außerwissenschaftlichen Betrieb - zum Beispiel in Unternehmen - hergestellten abweichen können (trotz allen Bestrebens und Versicherns, „praxisnahe“ zu forschen).

Eine Aufgabe dieser Arbeit ist es, diese vermeintliche wissenschaftliche Identität zu beleuchten, zu kritisieren und gegenüber anderen Identitäten abzugrenzen.

1.1.4 Sprechakttheorie und der Kollaps der Werte/Fakten Dichotomie

Es war Austin, der uns darauf aufmerksam machte, dass jedes gesprochene Wort auch eine Handlung ist. In den Anfängen seiner Sprechakttheorie unterschied er zunächst zwischen performativen und konstatierenden Äußerungen. Eine *performative Äußerung* „[...]wird zum Vollzug einer Handlung gebraucht. [...]Hier einige Beispiele: Ich taufe dieses Schiff „Freiheit“. Ich bitte um Entschuldigung. Ich heiße Sie willkommen.“⁴⁸ Im Gegensatz dazu

⁴⁶ (Brodbeck, 2009 S. 198)

⁴⁷ (Brodbeck, 2009 S. 339)

⁴⁸ (Austin, 1968 S. 140)

vermutet Austin zunächst *konstatierende Äußerungen*, die wahr, oder falsch sein können. Nach einer längeren Abhandlung über die Unterschiede wurde jedoch klar, dass es „[...]kein rein verbales Kriterium zur Unterscheidung zwischen performativen und konstatierenden Äußerungen gibt[...]“⁴⁹ und dass, wie Austin selbst schon andeutet, diese Dichotomie gar nicht aufrechtzuerhalten ist. Was bleibt ist die Erkenntnis, dass jede Äußerung auch eine performative ist, dass also mit jedem Kommunizieren schon ein Akt, eine Handlung, vollzogen wird. Wir handeln also, wenn wir sprechen und das Sprechen ist schon eine Handlung.

Dies im Hinterkopf wenden wir uns nun einer in weiterer Folge ebenfalls nicht aufrechtzuerhaltenden Dichotomie zu: Der zwischen Fakten und Werten. Im heutigen Wissenschaftsbetrieb ist es üblich, streng zwischen beschriebenen Tatsachen – Fakten – und persönlichen Bewertungen dieser Tatsachen – Werten – zu unterscheiden. Putnam beschreibt, wie diese Unterscheidung zunächst entstanden ist und wieso sie nicht mehr aufrechtzuerhalten ist: Als ein Ausgangspunkt kann die Formel von David Hume gesehen werden, dass aus einem Sein kein Sollen zu schließen ist. Ein Faktum war für Hume immer verbunden mit einem Sinneseindruck. Die logischen Empiristen verwendeten davon ausgehend einen ähnlichen Begriff für Fakten und wollten ethische Begriffe ganz aus der wissenschaftlichen Diskussion streichen. Sie mussten jedoch ihre Kriterien dafür, was eigentlich als Fakt zu bezeichnen ist, immer mehr aufweichen. Denn um Fakten erfassen zu können musste auch auf theoretische Konzepte wie Logik und Mathematik zurückgegriffen werden, welche keineswegs rein durch Sinneseindrücke gegeben sind. Die Dichotomie zwischen Fakten und Werten begann auch hier schon zu kollabieren, weil die angenommenen Axiome selber keine Fakten im empiristischen Sinn waren, trotzdem jedoch für die Wissenschaftlichkeit der Aussagen verwendet werden mussten. Quines Kritik an den Axiomen wie analytische oder mathematische Wahrheiten führte schließlich dazu, dass die klare Abgrenzung des Konzepts *Faktum* zusammenbrach. Dadurch kollabierte auch die Wert/Fakten Dichotomie.⁵⁰

„Apparently any fantasy—the fantasy of doing science using only deductive logic (Popper), the fantasy of vindicating induction deductively (Reichenbach), the fantasy of reducing science to a simple sampling algorithm (Carnap), the fantasy of selecting theories given a mysteriously available set of “true observation conditionals,” or, alternatively, “settling

⁴⁹ (Austin, 1968 S. 150)

⁵⁰ Vgl. (Putnam, 2004 S. 28 ff.)

for psychology” (both Quine)—is regarded as preferable to rethinking the whole dogma (the last dogma of empiricism?) that facts are objective and values are subjective and “never the twain shall meet”.⁵¹

So lautet das Fazit von Putnams Ausführungen. Wenn man die Sprechakttheorie Austins – Sprechen ist Handeln – mit dem Kollaps der Fakten/Werte Dichotomie verbindet, so kann man zu dem Ergebnis kommen, dass die Wirtschaftswissenschaften eine *implizite Ethik* darstellen. Karl-Heinz Brodbeck beschreibt eine Ethik wie folgt als implizit: „Eine implizite Ethik ist nicht in Bewertungen und Entscheidungen *innerhalb* eines *bekannten* Katalogs moralischer Werte zu suchen, eine implizite Ethik ist in den allgemein akzeptierten Denkmodellen, im „Paradigma“ einer Zeit verborgen.“⁵² Eine implizite Ethik ist uns eher nicht bewusst. Wir halten uns an diese ethischen Konzepte nicht, weil wir uns dazu bewusst entschlossen haben, sondern implizit durch unsere täglichen Handlungen und Gewohnheiten.

„Faktisch werden Handlungen durch global anerkannte Denkschemata gesteuert, die dem herrschenden ökonomischen Glaubensbekenntnis entspringen: Dem Lob der egoistischen Konkurrenz, dem Primat des Privaten, dem Schein der Privatisierbarkeit aller Güter und Handlungsergebnisse, dem Glauben an die universelle Messbarkeit aller Dinge als Reflex des kaufmännischen Bestrebens, die Welt in ein rechenbares Warenkontor zu verwandeln. Es sind die alltäglichen Denkgewohnheiten, in denen und aus denen wir handeln, deren implizite Ethik zwar unbewusst bleibt, aber dennoch nicht minder wirksam ist.“⁵³

Wie hängt dies nun mit der Behandlung der Frage „Was ist Geld?“ zusammen? Wenn ich nun die Fragestellung in weiterer Folge diskutiere, muss klar sein, dass es eine wertende Untersuchung ist. Ich möchte die Fehler im ökonomischen Diskurs aufzeigen und die Resultate, die daraus potentiell entstehen. Ich möchte zeigen, dass manche Worte falsch verwendet werden und dass das schlecht ist. Eine falsche Verwendung ist jedoch auch nur vor dem Hintergrund eines schon ethisch gedachten Horizontes denkbar. Durch diesen einführenden Diskurs wollte ich klarstellen, dass die so entwickelten Thesen eine Art Ethik darstellen. Dadurch, dass ich Geld von anderen Konzepten abgrenze und darauf hinweise, wie man Geld nicht verstehen sollte, möchte ich sagen: Man soll manche Worte nicht so

⁵¹ (Putnam, 2004 S. 145)

⁵² (Brodbeck, 2006 S. 143 f.)

⁵³ (Brodbeck, 2006 S. 147 f.)

verwenden, wie sie verwendet werden! Ich werde jedenfalls versuchen, die Konsequenzen der Verwendung aufzuzeigen und so auch zu begründen, wieso diese Denkmuster falsch sind. Während ich der herrschenden Wirtschaftswissenschaft vorwerfen möchte, durch eine Aufrechterhaltung der künstlichen Werte/Fakten Dichotomie eine Neutralität, eine Objektivität, vorzugaukeln, implizite Ethiksysteme zu entwerfen und Standpunkte darzustellen, so möchte ich von vornherein offenlegen, dass ich einen Standpunkt vertrete! Mehr noch: Durch das ständige Wiederholen von Theorien, sei es in Vorlesungen oder in der Literatur, verstärkt man die Verbreitung der Theorien und stärkt dadurch die Denkmuster und die von ihnen provozierten Handlungen. Jedes Mal, wenn man ein Wort schreibt, so vollzieht man einen Sprechakt der da besagt: Lies, was ich schrieb! Denke meine Gedanken! Dadurch, dass man es liest, vollzieht man schon implizit das, was der Autor wollte. Dadurch, dass man implizite Ethiken im Kleide von angeblichen Fakten verbreitet, macht man sich der Konsequenzen der dadurch entstehenden Handlungen mitverantwortlich.

Dies ist vielleicht auch eine Antwort auf die Frage: Wie weiß man, wenn man jemand über die falsche Verwendung von Begriffen aufklärt, dass man selber im Recht ist? Die Antwort lautet: Man weiß es nicht. Vielleicht liegt der Unterschied in einem sokratischen „Ich weiß, dass ich nichts weiß!“ So will ich mich jetzt den angeblichen Funktionen des Geldes zuwenden und sie kritisch beleuchten.

1.2 Geld und Funktion

In vielen modernen Lehrbüchern werden zur Gelddefinition meist drei, schon bereits bei Aristoteles vorzufindende Funktionen, verwendet. Alles das soll nach dieser Theorie als Geld bezeichnet werden können, das diese Funktionen erfüllt: Wertaufbewahrung, Tauschmittel und Recheneinheit.⁵⁴ Gerloff meint hierzu, „daß Nationalökonomien und Juristen [...] lange Zeit keinen Anstoß an dieser Darstellung genommen, sondern sie mit nur geringfügigen Abwandlungen durch die Jahrhunderte weitergegeben haben.“⁵⁵ Offensichtlich waren sie nie kritikwürdig sondern wurden als gegeben angenommen, was als Hinweis auf eine implizite Ethik gesehen werden kann.

Interessant zu erwähnen ist zunächst, dass sich diese Funktionen gegenseitig im täglichen Gebrauch widersprechen. Geld soll einerseits Wert aufbewahren und gleichzeitig den Tausch vermitteln. Wenn man etwas besitzt, was scheinbar Wert für einen lagert, so wird dieses nicht

⁵⁴ Vgl. bspw. (Issing, 2007 S. 1 ff.)

⁵⁵ (Gerloff, 1952 S. 32)

verwendet werden, um möglichst viel zu tauschen. Diese beiden Funktionen stehen also im praktischen Gegensatz zueinander. Entweder man tauscht, oder man hortet. Das führte auch Theoretiker wie Silvio Gesell dazu, Geld nur eine Funktion zuzuschreiben und alle anderen Funktionen auszuklammern. „Als Tauschmittel sollen und wollen wir das Geld betrachten und behandeln.“⁵⁶ Manche Theoretiker entscheiden sich dann für eine der Funktionen und schreiben ihr einen höheren Stellenwert zu als den anderen.

Aber auch die anderen Funktionen widersprechen sich. Wenn ich etwas als Recheneinheit benütze, so kann ich es nicht gleichzeitig benützen, um damit zu zahlen oder zu tauschen. Denn spreche ich hier überhaupt über das selbe Etwas? Kann man eine Recheneinheit zur Zahlung verwenden oder brauche ich dazu nicht doch eher einen stofflichen Träger der Einheit? Zunächst jedoch zur Wertaufbewahrung:

1.2.1 Wertaufbewahrung

Geld soll die Funktion erfüllen, Wert aufzubewahren. Man kann Geld angeblich dafür benützen, Wert zu speichern, ihn zu konservieren. Dies geht von verschiedensten Annahmen aus. Einerseits setzt es schon einen Begriff von Wert unabhängig von Tausch voraus. Wert entstehe nicht erst im Tausch, sondern schon vorher. Weiters kann man den angenommenen Prozess der Wertaufbewahrung so beschreiben: Zunächst besitzt man oder erschafft man einen Gegenstand, der etwas wert ist. Wenn man diesen Gegenstand verkauft, so erlangt man Geld. In diesem Geld wird dann der erschaffene Wert aufbewahrt. „Für einen späteren Austausch ist, falls jetzt kein Bedürfnis vorliegt, das Geld gewissermaßen ein Bürge, daß er möglich sein wird, wenn das Bedürfnis eingetreten sein wird.“⁵⁷ – so drückt Aristoteles diese Funktion aus. Wenn man den Wert später wieder braucht, so kann man ihn wieder eintauschen, indem man etwas kauft. Bei der Werterhaltungsfunktion des Geldes wird also angenommen, dass Wert etwas sei, was den Tauschakt überschreiten kann. Er wird als eine Substanz eines Gegenstandes begriffen, die durch Tausch auf das Geld und vom Geld wieder auf einen neuen Gegenstand schlüpfen kann. Das kann selbstverständlich auch nur funktionieren, wenn der Geldstoff diesen Wert besitzen kann. Die Annahme nennt man auch „intrinsischen Wert“. Es wird von einem Eigenwert der Dinge ausgegangen. Woher dieser Wert kommt, also wie er entsteht, ist in der wirtschaftswissenschaftlichen Analyse sehr umstritten. Einerseits soll er durch die Natur entstehen (Physiokraten). Andererseits aus

⁵⁶ (Gesell, 2004 S. 163)

⁵⁷ (Aristoteles, 2007 S. 209)

menschlicher Arbeitskraft (Marxismus). Andere wiederum suchen die Entstehung des Werts in imaginären Nutzeinheiten (Neoklassik).⁵⁸

Es soll also dieser intrinsische Wert, den man weder beobachten, noch fühlen, also nicht empirisch verifizieren oder falsifizieren könnte, wenn man es versuchte, von Gegenständen auf Geld und von Geld wieder auf andere Gegenstände fließen können. Bezeichnete Gesell Wert vor beinahe hundert Jahren zu Recht als „Hirngespinnst“⁵⁹? Gesell hat durch die vorgegebene Wertaufbewahrungsfunktion eine entstehende Vormachtstellung des Geldbesitzers gegenüber dem Warenbesitzer – man könnte auch sagen: die Vormachtstellung des Kapitalbesitzers gegenüber demjenigen, der nur die Ware Arbeitskraft anbieten kann – gesehen. Denn der Wert des Geldes – und Gesell bezieht sich auf Gold als Geld – bleibe stabil und könne dadurch auch vom Tausch auf dem Markt zurückgehalten werden.⁶⁰ Waren hingegen verfielen und veralteten schnell.

„So hat jede Ware ihren besonderen Feind; für Pelzwaren sind es die Motten, für Glaswaren der Bruch, für Eisenwaren der Rost, für die Tiere Krankheiten aller Art, und zu diesen Einzelfeinden gesellen sich noch gemeinsame Feinde, die für alle Waren gelten – Wasser, Feuer, Diebe usw. [...]“⁶¹

Man könnte hinzufügen: Für die Ware Arbeitskraft ist der Feind das Verhungern. Dies war für Gesell die Grundlegung, Wirtschaft komplett neu zu denken und ein Geld einführen zu wollen, das den Waren gleichgestellt wäre.⁶²

Angenommen, man folgt der Überlegung des intrinsischen Werts nicht. Angenommen, Wert kann nicht auf das Geld hinübergleiten, sondern ein Gegenstand von Wert wird nur getauscht gegen Geld, vom vorgeblich selben Wert. Wie soll man feststellen, dass dieser Wert der selbe ist? Kann ich das an Hand der Preise sehen? Rein aus dem Geld kann man nicht schließen, dass es gleich viel wert ist wie der getauschte Gegenstand.

Wenn man davon ausgeht, dass Geld verschiedene Stoffe annehmen kann (Papier oder auch nur eine elektrische Ladung in einem Computer), so sieht man gleich, dass dieser Wert des Geldes nicht in ihm liegen kann, nicht abhängig ist von der Beschaffenheit des Geldes,

⁵⁸ Vgl. als gute Zusammenfassung (Senf, 2004 S. 15 ff., S. 72 ff u. S. 125 ff.)

⁵⁹ (Gesell, 2004 S. 124)

⁶⁰ (Gesell, 2004 S. 181)

⁶¹ (Gesell, 2004 S. 179)

⁶² Vgl. (Gesell, 2004 S. 244 ff.)

sondern dass er nur diesen, wo auch immer notierten Zahlen *zugeschrieben* wird. „Geld ist keine objektive Entität, es *trägt* keinen und *hat* keinen Wert und kann deshalb auch keinen Wert aufbewahren.“⁶³ Was man mit der Wertaufbewahrungsfunktion eigentlich ausdrücken möchte, ist eigentlich das Vertrauen oder die Hoffnung, dass man das gehortete Geldmaterial in Zukunft wieder für quantitativ und qualitativ ähnliche Dinge wird eintauschen können. Somit ist die Wertaufbewahrungsfunktion, wie sie praktisch eigentlich gegensätzlich zur Tauschfunktion steht, immer auch abhängig von ihr. Simmel drückt das so aus: „Den Wert, den das Geld als solches besitzt, hat es als Tauschmittel erworben; wo es also nichts zu tauschen gibt, hat es auch keinen Wert.“⁶⁴ Denn wenn man Geld nicht mehr eintauschen kann und die Hoffnung schwindet, dass man es jemals können wird, so wird daraus nur noch bunt bedrucktes Papier. Das „[...] zeigt jeder Geldschein, der – außer Kurs gekommen – sich in einem alten Buch findet.“⁶⁵

1.2.2 Tauschmittel

Geld soll noch eine weitere Funktion erfüllen, nämlich die Funktion des Tauschmittels. Geld tritt auf als Mittler zum Tausch, so die Annahme. Allgemein wird die Tauschfunktion wie folgt beschrieben: Im Gegensatz zum Naturaltausch, wo Produkte direkt gegeneinander getauscht werden, dient beim Geldverkehr das Geld als Mittler zwischen den Tauschakten. Das Tauschen wird zum Kaufen und Verkaufen. Der direkte Tausch wird zum indirekten. „Durch das Geld wird der Tausch in zwei Teilakte zerlegt: Den Verkauf einer Ware gegen Geld und den Kauf der gewünschten Ware mit Hilfe des erworbenen Geldbetrags.“⁶⁶ Der Vorteil dessen wird allgemein in der „[...] Reduzierung der Kosten bei der Durchführung des Tauschprozesses [...]“⁶⁷ gesehen. Indem man Geld als Mittel zum Tauschen einsetzt, muss man nicht mehr direkte Tauschpartner suchen. Man findet zunächst jemanden, der das braucht, was man hat. Der gibt einem Geld. Mit Geld wiederum kann man später selber wieder tauschen gegen das, was man braucht. Man sieht auch hier: Ohne einer gewissen Wertaufbewahrungsfunktion, auch wenn sie praktisch der Tauschfunktion entgegensteht, also ohne den Glauben daran, dass man Geld später auch noch eintauschen könnte, würde es nicht funktionieren. Aristoteles beschrieb die Tauschmittelfunktion, ausgehend von einer arbeitsteiligen Gesellschaft, folgendermaßen:

⁶³ (Brodbeck, 2009 S. 376)

⁶⁴ (Simmel, 1989 S. 179)

⁶⁵ (Brodbeck, 2009 S. 377)

⁶⁶ (Issing, 2007 S. 1)

⁶⁷ (Issing, 2007 S. 3; Hervorhebungen von mir entfernt!)

„Der Baumeister muß nun die Arbeit des Schusters erhalten und diesem dafür von der seinigen geben. [...] Dabei hindert nichts, daß die Leistung des einen derjenigen des andern überlegen sei. Das muß also ausgeglichen werden. [...] Darum muß auch alles, wovon es Tausch gibt, auch vergleichbar sein. Dazu ist das Geld bestimmt und ist sozusagen eine Mitte.“⁶⁸

Das Geld muss, so Aristoteles, als Mittel in den Tausch eintreten, um überhaupt die unterschiedlichen Leistungen vergleichbar zu machen. Es fällt auf, dass damit bei Aristoteles die Funktion des Wertmaßstabs verwoben ist mit der des Tauschmittels.

Einige Kritikpunkte bleiben jedoch bestehen. Zum Beispiel kann der Versuch, die Entstehung des Geldes aus dem Tausch *ableiten* zu wollen, kritisiert werden:

„Erstens ist die Ableitung des Geldes als vorteilhafte Funktion im Tausch zirkulär, weil vorausgesetzt wird, was es aus logischen und historischen Gründen nie geben kann, nämlich eine große Population von Tauschprozessen ohne Geld. Zweitens setzt die Ableitung von Geld als allgemeine Rechnungseinheit in den hier vorgestellten Denkfiguren immer schon eine allgemeine Rechnungseinheit voraus – sie bleibt also logisch zirkulär.“⁶⁹

Wie kann die Einführung von Geld die Transaktionskosten senken? Kosten sind immer schon Geldwerte, also immer schon in einer allgemeinen Rechnungseinheit – sprich Geld – notierte Zahlen. Wie kann man den Wert der Rechnungseinheit reduzieren, wenn man noch gar keine eingeführt hat? „Da man nicht rechnen kann, darf nicht gerechnet werden.“⁷⁰ Deshalb sprechen andere Ökonomen sogar davon, dass Geld selber erst konstituierend für den allgemeinen Tausch sei:

„Geld kann zwar existierende Tauschzusammenhänge wesentlich vereinfachen. Es kann, wie sich die Ökonomik ausdrückt, die Transaktionskosten senken und kann insofern als Schmiermittel verstanden werden. Welche Tauschzusammenhänge aber bestehen ohne Geld? So gut wie keine! Tauschzusammenhänge kann es aus guten

⁶⁸ (Aristoteles, 2007 S. 207)

⁶⁹ (Brodbeck, 2009 S. 667)

⁷⁰ (Dietz, 2011 S. 95)

praktischen Gründen nämlich erst dann geben, wenn es Geld gibt. Insofern ist Geld nicht das Schmiermittel, sondern der Erzeuger des Tauschs.“⁷¹

Kann überhaupt von einem Markt und einer arbeitsteiligen Gesellschaft gesprochen werden, wenn es kein Geld gibt? Sind viele Tauschakte überhaupt möglich ohne Geld? Oder anders gefragt: Gibt es überhaupt Tausch in diesem Sinne ohne Geld? Und: Ist nicht der Geldtausch entschieden anders als der reine Gütertausch?

1.2.3 Recheneinheit und Wertmaß

Für Aristoteles war die Tauschmittelfunktion noch stark mit der Funktion des Geldes verbunden, den Wert messen zu können. „Denn es mißt alles, also auch das Übermaß und den Mangel und auch, wie viele Schuhe einem Haus oder Nahrungsmittel äquivalent sind.“⁷²

In Ansätzen kann hier schon die Grundlegung der modernen Wirtschaftstheorie erkannt werden, wenn man glaubt, Übermaß und Mangel über den Preismechanismus erkennen zu können. Die Markttheoretiker gehen davon aus, dass über die Preise Übermaß und Mangel, also Knappheiten und Überproduktion angezeigt und gesteuert werden könne und dadurch eine effiziente, dezentrale Wirtschaft geschaffen wird. Ist es das Geld, das hier misst, oder sind es die Preise? Mittels Geld können wir, so Aristoteles, Äquivalenz zwischen Schuhen und Häusern herstellen. An dieser Stelle wird noch kein intrinsischer Wert angenommen. Es wird nur angenommen, dass die Menschen über das Geld Güter austauschen, die in ihrer Produktion unterschiedlich aufwendig waren. Die Arbeitswerttheoretiker werden dies unter anderem als „geronnene Arbeit“⁷³ bezeichnen und als Grundlage der Wertentstehung annehmen.

Weiters soll Geld auch Recheneinheit sein. Worauf soll sich die Besonderheit der Recheneinheit beziehen? Jede Zahl kann man verwenden, um damit zu rechnen. Ob hinter dieser Zahl dann Meter, Kilogramm oder Euro steht, ist für das Rechnen nicht von Wichtigkeit. Dass man mit Geldeinheiten auch rechnen kann, ist also zunächst eine beinahe triviale Feststellung und nicht alleine ausreichend, um Geld zu definieren. Nur weil man mit etwas rechnen kann, wird es noch kein Geld. Außerdem stellt sich noch die Frage, ob Geld gleichzeitig Tauschmittel sein kann und Recheneinheit. Dietz hat diesen Gegensatz so beschrieben:

⁷¹ (Dietz, 2011 S. 38)

⁷² (Aristoteles, 2007 S. 207)

⁷³ Vgl. (Marx, 1984 S. 65)

„Als Mittel des Berechnens gehört Geld allen – so wie die Sprache. Sprache ist nicht knapp, sondern unendlich vorhanden. [...] Wenn ich kalkuliere, verringert das nicht die Möglichkeit, dass auch andere kalkulieren. Als Mittel des Tausches (daher des Zahlens) ist Geld aber ein Ding und knapp. Als Ding gehört Geld diesem oder jener. Es ist Privatsache, Privateigentum sozusagen. Wer mit Geld kaufen will, muss es hergeben können. Um es hergeben zu können, muss es in einer bestimmten Menge vorhanden sein.“⁷⁴

Es bleibt, wie oben beschrieben, die Frage bestehen, ob man überhaupt von der selben Sache spricht, wenn man von Geld als Recheneinheit oder als Tauschmittel spricht. In anderen Worten: Stimmt die Gleichung Geld = Tauschmittel = Recheneinheit? Natürlich könnte man alle diese Erscheinungen unter der Wesenheit des Geldes zusammenfassen und einfach konstatieren, dass die Widersprüche eben genau den Begriff des Geldes ausmachen. Auch Keynes kennt die Unterscheidung zwischen Geld als knappes Ding und Geld als Gedanke: „money proper“ und „money of account“.⁷⁵ Ersteres sind die knappen Gegenstände, zweiteres ist die Recheneinheit. Aber sind das dieselben Dinge, ist also beides Geld? Man kann getrost eine allgemeine Verwirrung oder ungenaue Begriffsbestimmung konstatieren, wenn man der Behauptung folgen möchte, dass alles, was diese Geldfunktionen ausübt, auch Geld sei. Somit sei auch jeder Gedanke, jede Rechnung in Geldeinheiten gleich Geld. Man könnte demnach, würde man es wörtlich nehmen, mit Gedanken zahlen. Dass jedoch das Tauschmittel, also die Gegenstände, die tatsächlich dann beim Kauf auf einen neuen Eigentümer übergehen, heutzutage nicht von jedem Wirtschaftsteilnehmer erdacht und erschaffen werden können, dürfte klar sein. „Gedankengeld kann es nicht geben.“⁷⁶ Der Geldstoff als universelles Tauschmittel kann nicht von jedermann in Umlauf gebracht werden. Vermutlich stammt diese Verwirrung aus der Entwicklung von Warengeld, bei dem Geld noch abzählbare Stücke waren, hin zu Kreditgeld. Es ist auch diese unklare Unterscheidung, die manche moderne Volkswirtschaftler glauben lassen, man könne mit Produktivitätssteigerungen Zinsen zurückzahlen.

Wichtig wird die Unterscheidung zwischen Recheneinheit und Tauschmittel erst, wenn man über Rechnungen spricht. Hier zeigt sich im Wirtschaftsablauf der Zusammenhang zwischen Preisen und Geld. Geld ist eigentlich nicht Recheneinheit, sondern **Rechnungseinheit**. Mittels

⁷⁴ (Dietz, 2011 S. 45 f.)

⁷⁵ Vgl. (Heinsohn, et al., 2009 S. 227)

⁷⁶ (Sohn-Rethel, 1990 S. 34)

der Zahl und der dahinterstehenden Einheit wird definiert, was man als Geld für die Leistung erlangen möchte. Im Akt der Rechnungsstellung setze ich das Zahlungsmittel, setze ich Geld, und das in jedem einzelnen Tauschakt. Dies ist der oben beschriebene soziale Prozess der Identitätenbildung.

„Das Geld funktioniert als Prozess, und die in ihm stillschweigend vorausgesetzte Identität ist nur die zirkuläre Unterordnung der Teilnehmer einer Geldökonomie unter diese fiktive Einheit, indem man mit ihr rechnet.“⁷⁷

Ergänzt wird dieser Akt durch die gesetzlichen, staatlichen Vorschriften, die ein allgemeines Schuldentilgungsmittel definieren. Deshalb steht auf den Dollarnoten beispielsweise: „This note is legal tender for all debts, public and private“, siehe:



Abbildung 1: Ein-Dollar Note als definiertes Schuldentilgungsmittel (Government, 2011)

Schulden können damit mit der so definierten Geldeinheit bezahlt werden. Der Gläubiger muss dieses Mittel gesetzlich akzeptieren. Rechnungen können damit beglichen werden. Was jedoch klar ist: Die bloße Recheneinheit muss er nicht akzeptieren, sondern immer nur den gesetzlich festgeschriebenen Stoff, auf dem die Recheneinheit notiert wurde, sprich die Banknote.

Man kann also festhalten: Die dem Geld zugeschriebenen Funktionen sind logisch und auch faktisch widersprüchlich. Geld nach ihnen zu definieren führt in einen Widerspruch, denn

⁷⁷ (Brodbeck, 2009 S. 1026)

dieses Ding sowohl Recheneinheit, als auch Zahlungsmittel sein. Vielleicht lassen sich diese Widersprüche lösen, wenn man Geld von Wert abgrenzt?

1.3 Geld und Wert

Geld und Wert sind zwei unterschiedliche Kategorien, die teilweise synonym verwendet werden. Um Geld besser verstehen zu können, wird es hier deutlich von Wert unterschieden. Was ist Wert, im Gegensatz zu Geld?

Zu Beginn sei auf die verschiedene Verwendung des Wortes „Wert“ hingewiesen. Als wertvoll kann einerseits etwas bezeichnet werden, dem man einen hohen Stellenwert einräumt. Zum Beispiel kann ein altes Familienfoto wertvoll sein. Etwas von Wert wird hier einfach als etwas Wichtiges betrachtet. Ein Gegenstand hat dann zum Beispiel einen Wert, wenn er dem Leben dienlich ist. So kann man sagen, Natur habe einen Wert oder zum Beispiel Bildung sei ein Wert an sich. Ähnlich verhält es sich mit den „Werten“. Damit werden generell gesellschaftlich wichtige Tugenden umschrieben. Es wird ein ethisches Ideal ausgedrückt. Hier kann man Werte wie Tradition, Demokratie oder auch etwa Kultur nennen. In der Einleitung habe ich schon über den Zusammenhang zwischen Fakten und Werten geschrieben. Werte waren hier als Werturteile verstanden, die im Gegensatz zu Urteilen über faktische, empirische Zustände der Welt stehen sollten. Ich habe gezeigt, dass Werte in diesem Sinne ebenso zur Welt gehören und nicht von Fakten trennbar sind, wenn man die Dichotomie von Welt und Bewusstsein hinterfragen möchte. Schließlich kennt man den Begriff „Werte“ noch aus der Mathematik, wo meist Zahlenwerte gemeint sind, welche man in Funktionen einsetzen kann.

Diesem gesellschaftlichen, ethischen Wertbegriff gegenüber steht der ökonomische. Er wird meist in Einheiten ausgedrückt, wie zum Beispiel in den Aussagen: „Das Grundstück ist 500.000 Euro wert“ oder „Dieses Bild wurde unter seinem Wert verkauft“. Dieser Wertbegriff ist einerseits fundamental verschieden von den oben genannten Verwendungen. Andererseits findet hier oft eine interessante Vermischung statt.

Ludwig von Mises sah die Unterscheidung und sah auch das Problem, das beim Messen von Werten aufkommt:

„Wenn man Güter verschieden schätzt, ist man nicht in der Lage, mehr darüber zu sagen als: das eine Gut wird höher und das andere Gut wird

weniger hoch geschätzt. Wertungen und Werte sind intensive und nicht extensive Grössen. Sie können durch Operationen mit Kardinalzahlen nicht erfasst werden.“⁷⁸

Werte entstehen, so die Arbeitswerttheoretiker, durch menschliche Arbeit. Ricardo spricht beispielsweise von der „[...]Arbeit als der Grundlage allen Wertes[...]“⁷⁹. Hierbei muss man unterscheiden: Sind nur die von Menschen produzierten Gegenstände wertvoll, oder können es beispielsweise ein Sonnenuntergang oder ein schöner Sandstrand auch sein? Der ökonomische Wertbegriff wird meist so verwendet, dass man unterstellt, Gegenstände oder Dienstleistungen hätten einen monetären Wert. Dabei muss man die Frage stellen: Ist Wert etwas den Gegenständen inhärentes, das durch Arbeit entsteht und das auch weitergegeben werden kann? Oder schreiben nur wir den Wert den Dingen zu? Wenn man von intrinsischen Werten ausgeht, so bleibt die Frage bestehen, wie man diese erkennen kann. Kann man sie dann messen?

1.3.1 Bewerten und Messen

Der Ökonom Thomas Malthus sah noch den Unterschied zwischen Messen und Bewerten. Für ihn war es ein schwerwiegender Fehler zu glauben, man könne in den Wirtschaftswissenschaften mit ähnlichen Messmethoden vorgehen wie in den Naturwissenschaften.

„[...]W]e should fall into a serious error if we were to suppose that any propositions, the practical results of which depend upon the agency of so variable a being as man, and the qualitties of so variable a compound as the soil, can ever admit of the same kinds of proof, or lead to the same certain conclusions, as those which relate to figure and number.[...]W]ether we advert to the qualities of man, or of the earth he is destined to cultivate, we shall be compelled to acknowledge, that the science of political economy bears a nearer resemblance to the science of morals and politics than to that of mathematics.“⁸⁰

Algebraisch vorgehen kann man, wenn man Zahlen hat. Wenn jedoch Bewertungen in rein subjektiver Gestalt vorliegen, kann man strenggenommen nicht damit rechnen. Um etwas

⁷⁸ (Mises, 2010 S. 192)

⁷⁹ (Ricardo, 2006 S. 24)

⁸⁰ (Malthus, 1986 S. 5)

messen zu können, braucht man Einheiten. In der Ökonomik sind diese Einheiten Geldeinheiten. Wie ist jedoch der Zusammenhang zwischen Wert und Geld? Besteht nicht ein fundamentaler Unterschied zwischen Bewerten und Messen?

„Bewertung ist keine Messung. Unter Messung versteht man die Zuweisung eines Zahlenbetrags zu einem bestimmten Element der Realität, nach einer standardisierten Methode, in einer Art und Weise, die dazu führt, dass ein und demselben Element stets ein und derselbe Zahlenwert zugewiesen wird, unabhängig davon, welche Person die Messung durchführt (innerhalb bestimmter, rein technischer Unschärfen).“⁸¹

Denn wie läuft eine Messung ab? Irgendwo gibt es eine Standardeinheit, einen physischen Gegenstand. Es wird einfach ein Gegenstand definiert, als Grundmaß aller anderen Gegenstände. Alle anderen physikalischen Dinge werden dann mit diesem Gegenstand verglichen und in Relation zu ihm ausgedrückt. Dies geschieht objektiv, also an den Objekten! Der Urmeter war ursprünglich auch ein einmal definierter Gegenstand, der streng bewacht in Paris gelagert wurde und an dem sich alle anderen Maßstäbe orientierten.

„Für derartige Messungen ist der Begriff »Einheit« zentral. Man wählt hierfür eine in der Natur vorgegebene Größe [...] oder man legt aus Gründen der Zweckmäßigkeit willkürlich eine Größe als Normeinheit fest (z.B. der in Paris niedergelegte »Archivmeter«). Eine physikalische Messung besteht darin, möglichst genau zu erfassen, wie oft die gewählte Merkmalseinheit in dem zu messenden Objekt enthalten ist.“⁸²

Für zwischenmenschliche Phänomene wie der Wert kann so eine Messung nicht stattfinden, weil es an der vergleichbaren Einheit fehlt. Man müsste dazu etwa einen *Urwert* hinterlegen und alle anderen Werte an ihm vergleichen können. Der Glaube an eine solche Messbarkeit von Werten war und ist weit verbreitet in den Wirtschaftswissenschaften. Dies kann vermutlich geschichtlich daraus erklärt werden, dass in einer Zeit, als die Physik große Erfolge und Fortschritte erzielte, auch viele Ingenieure in die Wirtschaftswissenschaften wechselten und dort Theorien aufstellten.⁸³

⁸¹ (Hörmann, 2008 S. 296)

⁸² (Bortz, et al., 2006 S. 65)

⁸³ Vgl. (Bach, 2004 S. 42 f.)

1.3.1.1 Wert abwiegen?

Ein historischer Versuch, das Bewerten dem Messen gleichzustellen ist, als Geldmittel ein nicht oder nur schwer vermehrbares Edelmetall zu wählen. Man versuchte, eine Einheit durch eine empirische Messgröße festzulegen, nämlich zum Beispiel ein Gran Gold. Dies möge dann Sinn ergeben, wenn man tatsächlich die Ware am Marktstand abwägt. Man vergleicht dabei das Gewicht der Ware mit dem Gewicht des Goldes. Hierbei sieht man, dass demjenigen, der zuerst festsetzt, welches Gewicht der Güter nun wieviel Gold entspricht, Macht zukommen kann. Moderne Ökonomen glauben, dass diese erste Festsetzung rein durch Angebot und Nachfrage, also Marktmechanismen, zustandekam. Zarlenga möchte zeigen, dass dies nicht stimmt.

„Die entscheidende Frage ist [...] nicht, was Gold seinen Wert verleiht, sondern wer ihm seinen Wert verlieh. Die Wertzuteilung erfolgte, indem man den Wert von Gold in jene Werteinheit übertrug, die den damaligen Gesellschaften vertraut war: die Kuh. Zu Homers Zeiten, kurz vor der breiten Einführung von Münzgeld, wurde das Wertverhältnis zwischen Goldbarren und Rindern wie folgt angegeben: Eine Kuh oder ein Ochse entsprache einer Goldmenge von 130 Gran[...]. Dabei entsprach jedes Gran dem Gewicht eines Weizenkorns. 130 Gran wiegen etwa 8 Gramm.“⁸⁴

Indem man eine gewisse Menge Gold dem Gewicht einer Kuh entsprechen lässt, somit also die Preise einfach festsetzt, macht man den Wert physikalisch messbar. Ab diesem Zeitpunkt kann man den Wert der Ochsen (besser gesagt: den Preis, ausgedrückt in Gewichtseinheiten von Gold) einfach durch abwiegen gewinnen, also tatsächlich messen. Umgekehrt kennt man den Wert von 130 Gran Gold. Er ist gleich dem eines Ochsen. Es ist dies eben der Versuch, einen Urwert zu bestimmen, und alles andere an ihm messbar zu machen. Diejenigen, die das Maß damals festsetzten, konnten also indirekt über die Preise bestimmen und dadurch auch, wie reich sie selber waren. „Die Tempel besaßen eine so große Menge Gold, dass sie die Kontrolle über es ausüben konnten.“⁸⁵

Wobei diese Festsetzung vermutlich nur der erste Maßstab war. Wenn sich Preise auf einem Markt wiederum verhandeln lassen, so kann man sie auch nicht abwiegen, sondern sie entstehen nun durch Feilschen. Durch die ursprüngliche Festsetzung von einem Verhältnis zwischen Gold und Ochsen wird nur der erste Preis, eine ungefähre Relation bestimmt. Dann

⁸⁴ (Zarlenga, 2008 S. 26)

⁸⁵ (Zarlenga, 2008 S. 25)

wiederum wird dem Messen von Werten durch die persönlichen Verhandlungsgeschicke ein Riegel vorgeschoben. Kommen situativ, argumentativ, gedanklich oder durch persönliche Vorlieben andere Zahlen zustande, so wird das Ergebnis unmessbar. Es rückt wieder weg aus der objektiven Sphäre hin zum Subjektiven, hinein in die Subjekte. Die Bezahlung in Gold kann also kein Messbarmachen von Werten garantieren, außer alle Preise sind schon festgesetzt. Doch dann muss man sie erst Recht nicht messen, weil man sie schon vorher kennt.

1.3.1.2 Wert durch Arbeit?

Den Glauben an das Messbarmachen von Werten aufrechtzuerhalten ist im Laufe der Geschichte noch durch andere Wege versucht worden. Die Arbeitswertlehre wollte das Entstehen von Werten rein auf die menschliche Arbeitskraft zu reduzieren. Schon Adam Smith schrieb: „Die Arbeit ist daher das wirkliche Maß des Tauscherts aller Waren.“⁸⁶ Auch dies ist zunächst ein physikalischer Messversuch des Werts. Wenn Arbeit bei Marx zum Beispiel „[...]Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgan, usw.[...]“⁸⁷ ist, dann ist der entstandene Wert auf eben diese körperlichen Tätigkeiten rückführbar. „Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Wie nun die Größe seines Werts messen?“⁸⁸ Man müsste dann doch nur messen, wieviel Gehirnzellen, Nervenbahnen oder Muskeln zur Produktion eines Guts eingesetzt wurden, um den Wert messen zu können, oder? Marx macht es sich nicht so leicht, sondern referiert hier auf die Arbeitszeit. Denn, um den Wert messen zu können, muss man sich die Dauer der Arbeit ansehen. Es kommt eben gleichzeitig darauf an, wie lange an den Gegenständen gearbeitet wird. Doch dies wirft weitere Probleme auf:

„Es könnte scheinen, daß, wenn der Wert einer Ware durch das während ihrer Produktion verausgabte Arbeitsquantum bestimmt ist, je fauler oder ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht.“⁸⁹

Marx versucht durch den Schritt auf eine höhere Abstraktionsebene dieser Problematik zu entgehen. Es sei nicht die Arbeit des Einzelnen ausschlaggebend, sondern die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit.

⁸⁶ (Smith, 1999 S. 111)

⁸⁷ (Marx, 1984 S. 85)

⁸⁸ (Marx, 1984 S. 53)

⁸⁹ (Marx, 1984 S. 53)

„Es ist also nur das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerts gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt [...]. Die einzelne Ware gilt hier überhaupt als Durchschnittsexemplar ihrer Art [...]. Waren, worin gleich große Arbeitsquanta enthalten sind oder die in derselben Arbeitszeit hergestellt werden können, haben daher dieselbe Wertgröße.“⁹⁰

Wie soll diese Arbeit jedoch gemessen werden? Erstens verändern sich Waren und die Art ihrer Herstellung ständig. Es werden Prozesse optimiert, neue Materialien verwendet und Produktionsstandorte gewechselt. Die Identität von Waren ist nicht festgesetzt, sondern bestimmt sich erst immer wieder durch neue Marktprozesse.⁹¹ Zweitens könnte man, wenn überhaupt, nur vergangene Arbeitsquanta messen. Doch Produktionsprozesse verändern sich ständig. Die Arbeitszeit, die ich gestern maß, kann morgen schon wieder falsch sein. Messen bedeutet jedoch auch eine Unabhängigkeit von Zeit. Wenn ich einen Meter morgen messe, wird er (bis auf sehr kleine Unschärfen) gleich groß sein wie heute. Und drittens: In welcher Einheit wäre der Wert, wenn ich ihn in Arbeitszeiten bestimme? In Arbeitsstunden? Oder etwa in verbrauchter Muskelkraft pro Arbeitsminute? Was wäre denn das für eine Wertmessung, wenn ich beispielsweise für ein Stück Brot 0,12 Stunden Arbeitskraft verbrauche? Hätte ich dann wirklich Wert gemessen? Man müsste zumindest nachweisen können, wie man von durchschnittlich verbrauchter Arbeitszeit auf Euro kommt (vorausgesetzt, man möchte Werte in Geldeinheiten ausdrücken). Es durch den Wert der Arbeitsstunde, also genau genommen durch ihren Preis, ausdrücken zu wollen, wäre zirkulär. Marx versucht das zwar: „Ihr Wert, wie der jeder andren Ware, wird bestimmt durch die zu ihrer Produktion nötigen Arbeitszeit.“⁹² Aber wieviel Arbeitszeit braucht man, um eine Arbeitsstunde zu produzieren? Was sind die Werteinheiten? Sind es einfach nur Preise? Marx sagt selber, dass Durchschnittspreise nicht das selbe seien wie Wertgrößen.⁹³ Wann und vor allem wie springt die Zeiteinheit Arbeitsstunden um in die Werteinheit (z.B.: Euro)? Den Wert an der Arbeitskraft messbar machen zu wollen scheitert also sogar schon an den fehlenden Einheiten. Außerdem wird nicht erklärt, wie wiederum Wert und Zeit zusammenhängen sollen. Man kann selbstverständlich sagen, dass das, was durch Arbeit für Menschen produziert wird, irgendwo wertvoll sei. Ebenso kann man die Natur als wertvoll für

⁹⁰ (Marx, 1984 S. 54)

⁹¹ Vgl. (Brodbeck, 2009 S. 765 ff.)

⁹² (Marx, 1984 S. 245)

⁹³ Vgl. (Marx, 1984 S. 181, Fußnote)

einen bezeichnen oder auch eine alte Fotografie. Aber wenn man diesen Wert quantitativ bestimmen möchte, so tut man sich schwer. Für gewöhnlich möchte man ihn in Geldeinheiten ausdrücken, ohne jemals geklärt zu haben, wie man von Werten zu Geld kommt. Und dabei wird oft zusätzlich Wert mit Preisen verwechselt.

Marx möchte den Wert quantitativ bestimmen. Das Problem bei Marx' Wertbegriff liegt darin, dass er das Pferd von der falschen Seite aufzäumen möchte. Der Gedanke beginnt bei der menschlichen Arbeit, die den Wert auf das Produkt überträgt, welches dadurch wertvoll werde. Der Kapitalist bräuchte das Produkt dann nur noch verkaufen. Man muss sich nun die Frage stellen, ob es nicht umgekehrt abläuft. Nur wenn ein Produkt auch verkäuflich ist, hat es einen Wert. Wenn der Arbeiter etwas herstellt, was im Anschluss keine Käufer findet, so hat er etwas Wertloses hergestellt. Man kann dann noch so viel suchen, in einem unbrauchbaren und unverkäuflichen Gegenstand steckt kein noch so gearteter Wert, wenn auch viel Arbeit darin stecken möge. Das bedeutet, dass erst der Verkauf gegen Geld eine Ware wertvoll macht. Erst, wenn Geld gegen die Ware gegeben wurde, hat diese einen Wert erlangt. Eigentlich kann erst dann die Erlössumme aufgeteilt werden: Wieviel die Arbeiter, wieviel bekommen die Leiter des Unternehmens, also die Manager, und wieviel bekommen die Eigentümer bekommen. Dies ist dann eine Frage des Macht- und, wenn man so möchte, Klassenkampfes. Umgekehrt gilt auch für die Ware Geld: Erst, wenn ich etwas dafür kaufen konnte, ist dieses bedruckte Papier etwas wert gewesen. Was es wert war, hat sich erst bei Übergabe nach einer Preisverhandlung entschieden und ist unabhängig davon, wieviel für das Produkt gearbeitet wurde oder wieviel es wiegt und auch unabhängig davon, wieviel ich für das Geld gearbeitet hatte. Deshalb kann man auch von heute auf morgen der Geldschein, für den man so viel gearbeitet hat, wertlos sein. Wert beginnt, wo man verkauft und endet dort, wo man nicht mehr verkaufen kann. Bewerten und Messen ist unterschiedlich.

1.3.1.3 Wertbestimmung anhand des Nutzens?

Den Neoklassikern fehlt es bei ihrem Messversuch des Werts scheinbar zunächst nicht an Einheiten. Sie wollen den Wert von Gegenständen durch den Nutzen, den diese Gegenstände bringen, messen. Dabei wurde anfänglich tatsächlich vom Glauben ausgegangen, dass Nutzen genauso messbar wie das Gewicht wäre.⁹⁴ Erst als die Theorien der logischen Empiristen nach England kamen, veränderte sich dieser Glaube. Da die Beobachtung von Nutzeinheiten nicht den strengen Kriterien des damaligen logischen Empirismus standhielt, wurde das Konzept von interpersonell vergleichbarem Nutzen ins Reich außerhalb von

⁹⁴ Vgl. (Cooter, et al., 1984 S. 511)

Wissenschaftlichkeit geschoben.⁹⁵ Spätere Neoklassiker sprachen nicht mehr von vergleichbaren Nutzeinheiten, sondern nur noch von der Grenzrate der Substitution, ohne jedoch am fundamentalen Konzept der Bestimmung des Werts mittels Nutzeinheiten etwas zu ändern.⁹⁶

Die Wertbestimmung durch Nutzeinheiten sähe – laut den Neoklassikern – folgendermaßen aus: Einem Haushalt wird eine Nutzenfunktion zugeschrieben. „Eine Nutzenfunktion repräsentiert eine Präferenzordnung, wenn sie bei Indifferenz denselben Wert und bei starker Präferenz dem präferierten Güterbündel einen höheren Wert zuweist.“⁹⁷ Nachdem man Nutzeinheiten nicht mehr intersubjektiv vergleichen darf, muss man auch ordinal zählen, das heißt „[...]lediglich Aussagen über die Rangfolge von Güterbündeln[...]“⁹⁸ machen. Dann wird die Grenzrate der Substitution eingeführt. Diese ist die „[...]betragsmäßige Steigerung der Indifferenzkurve.“⁹⁹ Eine Indifferenzkurve wiederum „[...]gibt Antwort auf die folgende Frage: Wenn das Individuum eine Einheit von Gut 1 zusätzlich konsumiert, auf wie viele Einheiten von Gut 2 kann es dann verzichten, ohne die gegebene Indifferenzkurve zu verlassen?“¹⁰⁰ Die Indifferenzkurve zeigt also die Güterbündel an, denen das Individuum indifferent, sprich gleichgültig, gegenübersteht. Nun folgt, dass die Grenzrate der Substitution (also die betragsmäßige Steigerung der Indifferenzkurve) gleich dem Verhältnis der Grenznutzen ist.¹⁰¹ Da vom homo oeconomicus ausgegangen wird, muss der Haushalt jetzt seinen Nutzen maximieren. Er sucht sein Optimum. „Das Haushaltsoptimum ist eine Güterkombination, die den Nutzen des Haushaltes unter Einhaltung seines Budgets maximiert.“¹⁰² Sinkt nun der Preis für das Gut, so hat der Haushalt für sein optimales Güterbündel mehr Budget zur Verfügung und er wird eine höhere Menge danach nachfragen. So kommt man zur berühmten Nachfragekurve, die anzeigt, dass bei hohem Preis wenig nachgefragt wird und bei niedrigem mehr.

⁹⁵ Vgl. (Cooter, et al., 1984 S. 521)

⁹⁶ Vgl. (Cooter, et al., 1984 S. 523)

⁹⁷ (Wiese, 2005 S. 50)

⁹⁸ (Wiese, 2005 S. 51)

⁹⁹ (Wiese, 2005 S. 47)

¹⁰⁰ (Wiese, 2005 S. 46)

¹⁰¹ Vgl. (Wiese, 2005 S. 52)

¹⁰² (Wiese, 2005 S. 66)

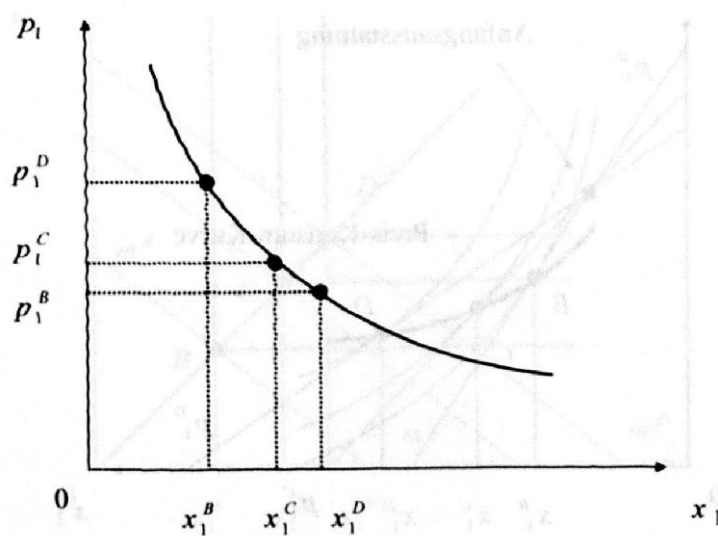


Abb. 2 – Nachfragekurve (Wiese, 2005 S. 117)

Um es nochmal zusammenzufassen: Der Nutzen führt zu Präferenzen von Güterbündeln, welche wiederum durch das vorhandene Budget begrenzt verfügbar sind. Steigt das Budget, steigt auch die nachgefragte Menge nach diesen Güterbündeln.

Durch diese Mechanik wird vom Nutzen ausgehend versucht, Preise zu berechnen. Der Wert eines Guts wird bestimmbar durch das Einsetzen in eine mathematische Formel. Die menschliche Gesellschaft wird als große Maschine gesehen, bei denen die Zahnräder von Angebot und Nachfrage ineinander greifen. Das Selbstverständnis der Ökonomen wird dadurch geprägt: Man muss nur an den richtigen Schrauben drehen und schon rennt das Werk von alleine. Staatliche Eingriffe sind nicht gewollt, weil dadurch der Mechanismus, der zwischen individueller Nutzenmaximierung und Preissetzung läuft, gestört werden könnte. Die Sache hat jedoch einen Haken: Der Leser solle nun einmal versuchen, seinen persönlichen Grenznutzen zu kalkulieren.

„Ein Individuum, das geben die Anhänger der Präferenztheorie in der Regel freimütig zu, *rechnet* nicht mit Nutzenfunktionen, Grenzzraten der Substitution oder transitiven Präferenzordnungen. Ein gewöhnlicher Käufer hat davon kein Wissen und *vollzieht* auch kein vergleichbares Kalkül: Er kauft einfach die Güter, die *ihm* wichtig erscheinen. [...] Ein cartesianischer Beobachter, also der Ökonom, stellt die Beziehung zwischen Nutzen und Produktqualitäten, zwischen Produktmengen und Grenzzraten der Substitution her. Doch ihm als externen Beobachter ist die

subjektive Wertung des beobachteten Wirtschaftssubjekts nicht zugänglich.“¹⁰³

Daher scheitern die Ökonomen bei diesem Messversuch an ihren eigenen Voraussetzungen. Sie verschieben die Bewertung von Gütern ins Subjektive, wollen den Wert anhand des Nutzens bestimmt sehen. Dabei übersehen sie jedoch, dass dadurch der Nutzen und damit der Wert auch nicht mehr messbar wird. Denn man kann nicht in die Subjekte hineinmessen. Jedes bewertet unterschiedlich. Selbst wenn man davon ausgeht, dass es möglichst viel konsumieren möchte, so weiß man immer noch nicht, was konsumiert werden soll. Es funktioniert auch nur, wenn man von Nutzenmaximierern ausgeht – eine Prämisse, die durchaus hinterfragt werden darf. Und nicht zuletzt ist es auch hier unklar, was überhaupt Nutzeneinheiten sein sollen und wie der genaue Zusammenhang zu Werteinheiten ist.

Sohn-Rethel hinterfragt diesen Zusammenhang ebenso, wenn er formuliert:

„Kann man denn aus der persönlichen Wertrechnung eines Individuums und der ebenso persönlichen und subjektiven Wertrechnung eines anderen und noch weiterer Individuen eine einzige, gemeinsame Wertrechnung machen?“¹⁰⁴

Er kritisiert, dass versucht wird, die subjektiven Wertungen über die Mathematisierung durch einen wissenschaftlichen Beobachter zu objektivieren, also von außen berechenbar zu machen. Es wird bemerkt, dass die subjektiven Bewertungen einfach auf die gesamte Volkswirtschaft übertragen werden.

„Dies ist nun ausgesprochenermaßen die Analogiekonstruktion der Volkswirtschaft nach dem Schema der isolierten Einzelwirtschaft; die Volkswirtschaft wird hier als ein Einheitssystem genommen, für das ein Subjekt, das selber nicht zu den agierenden Individuen der Volkswirtschaft gehört, die Wertrechnung macht; und zwar ist dieses übergeordnete Wertrechnungssubjekt kein anderer als der die »Gesamtfunktionen« konstruierende Theoretiker selbst.“¹⁰⁵

¹⁰³ (Brodbeck, 2009 S. 760)

¹⁰⁴ (Sohn-Rethel, 1978 S. 161 f.)

¹⁰⁵ (Sohn-Rethel, 1978 S. 188)

1.3.1.4 Exkurs: Grenznutzentheorie auf Geld angewandt

Ein interessantes Ergebnis kann man erzielen, wenn man die Grenznutzentheorie direkt auf das Geld anwenden möchte.¹⁰⁶ Pigou versuchte sich daran. Er nahm an, dass Geld ein Gut wie alle anderen Güter sei. Der Preis für alle Güter sei abhängig vom Grenznutzen dieser. Also müsse dies auch auf das spezielle Gut Geld zutreffen.¹⁰⁷ Hier ließe sich gleich die kritische Frage stellen, inwieweit der Preis des Gutes Geld ausgedrückt werden kann, wenn nicht schon in Geldeinheiten - was jedoch zirkulär ist. Diese Überlegungen führten zu dem Schluss, dass der Nutzen für eine zusätzliche Einheit Geld bei reichen Personen geringer sei als bei einer armen. Wenn man von einem fallenden Grenznutzen von Gütern ausgeht, so müsse dieser auch beim Gut Geld fallen. 1000 zusätzliche Euro einem Verhungerten zu geben würden damit einen größeren gesamtgesellschaftlichen Nutzen bringen als wenn man diese einem Milliardär gebe. Damit ließe sich jedoch im Umkehrschluss sagen, dass Umverteilung von Geld von den Reichen hin zu den Armen wohlfahrtssteigernd wäre. Man könnte Steuern einsetzen, um ein höheres Wohlstandsniveau zu erreichen.¹⁰⁸ Diese Theorie hielt sich jedoch nicht lange. Ob sich hier wiederum die Macht der Geldbesitzer direkt auf das Denken auswirkte, sei dahingestellt. Zufall oder nicht, der logische Empirismus des Wiener Kreises lieferte eine Begründung dafür, die Grenznutzentheorie des Geldes fallen zu lassen. Das empirische Merkmal wurde von diesem sehr eng gesehen. Alles, was man empirisch überprüfen könne wäre demnach wissenschaftlich und alles andere nicht. Moralische Konzepte beispielsweise könne man nicht beobachten, weshalb sie auch aus dem Konzept der Wissenschaft hinausfielen. Generell wurde alles Subjektive als metaphysisch verbannt. Da der Grenznutzen auch darunterfiel, konnte man ihn nicht mehr als Kriterium herannehmen. Die Lösung war, dass man nicht mehr Nutzen, sondern die Grenzrate der Substitution heranzog.¹⁰⁹ Damit konnte man die Grenznutzentheorie und einen großen Teil ihrer bisherigen Forschung weiterhin anwenden, ohne jedoch auf die Umverteilung von Geld eingehen zu müssen. Dadurch, dass man das wissenschaftliche Kriterium enger zog, konnte man auf ethische und normative Fragestellungen verzichten. Die Effekte von Steuern konnten damit nicht mehr direkt wohlfahrtssteigernd untersucht werden und der Umverteilung von Geld mittels Steuern war durch vorgeblich wissenschaftliche Methoden ein Riegel vorgeschoben.

Dabei stellt sich jedoch eine Frage: Müsste dies dann nicht auch für alle anderen Güter außer Geld wirksam sein? Wie könnte man dann noch ein Kriterium angeben, inwieweit Wohlfahrt

¹⁰⁶ Vgl. (Siebert, 2011 S. 38 ff.)

¹⁰⁷ Vgl. (Hovenkamp, 2010 S. 634)

¹⁰⁸ Vgl. (Putnam, 2004 S. 53)

¹⁰⁹ Vgl. (Cooter, et al., 1984 S. 522 ff.)

generell steigerbar wäre? Wäre es dann nicht unmöglich zu sagen, welche Steuern wohlfahrtssteigernd wären und welche nicht? Die politische Beraterfunktion von Ökonomen ließe sich, wenn sie keine ethischen oder moralischen Ratschläge mehr geben dürften eigentlich nicht mehr rechtfertigen.

Vermutlich daran liegt es auch, dass sich die Forderungen nur noch auf mehr Freihandel und weniger Staatseingriff beziehen. Etwas anderes wäre doch nach der selbstgesteckten Definition „unwissenschaftlich“. Was dabei nicht bemerkt wird: Auch die Forderung nach Abschaffung von Staatsinterventionen ist eine ethische Forderung. Es ist wiederum nur eine ethische Feststellung zu wissen, „[...] *welche* Regelungen und *wie viel* Regelung für die Wirtschaft „gut“ ist.[...]Deregulierung ist eben nur eine andere Regulierung (auch im Interesse anderer), folglich das exakte Gegenteil einer „spontanen Ordnung“.“¹¹⁰ Somit dürften Ökonomen, wenn sie ihr eigenes Kriterium der Wissenschaftlichkeit stringent anwendeten strenggenommen keine Handlungsempfehlungen mehr abgeben und müssten sich aus den lukrativen politischen Beraterpositionen zurückziehen.

1.3.2 Vom Werten zum Geld

Georg Simmel geht den umgekehrten Weg. Er möchte von subjektiven Bewertungen hin zum objektiven Wert gedanklich schreiten und daraus schließlich das Geld erklären. Ich werde nun versuchen, diesen Gedankengang nachzuzeichnen.

Simmel folgt ebenfalls dem Gedanken, dass man Werte nicht an den Gegenständen selber erkennen könne. Man könne sie auch nicht naturwissenschaftlich messen: „Daß Gegenstände, Gedanken, Geschehnisse wertvoll sind, das ist aus ihrem bloß natürlichen Dasein und Inhalt niemals abzulesen; und ihre Ordnung, den Werten gemäß vollzogen, weicht von der natürlichen aufs weiteste ab.“¹¹¹ Wie läuft das Werten nun für Simmel ab? Simmel möchte es in den Bereich zwischen Subjektivem und Objektivem verlagern. „Die Scheidung zwischen Subjekt und Objekt ist keine so radikale, wie die durchaus legitimierte Aufteilung ebenso der praktischen wie der wissenschaftlichen Welt über diese Kategorien glauben macht.“¹¹² So geht Simmel zunächst von einem Zustand aus, bei dem Subjekt und Objekt noch nicht getrennt seien. Diese Trennung vollziehe sich erst allmählich, als Prozess, den jedes Individuum zu durchlaufen habe. Es würde sich erst im Laufe der Zeit eine Vorstellung des

¹¹⁰ (Brodbeck, 2006 S. 122)

¹¹¹ (Simmel, 1989 S. 23)

¹¹² (Simmel, 1989 S. 29 f.)

Ich herausbilden, welches sich in den Gegensatz zur Welt setzt.¹¹³ Werte würden nun in das Gebiet zwischen Subjekt und Objekt hineinfallen, was sich am Widerstand zeige. „Indem wir *begehren*, was wir noch *nicht* haben und genießen, tritt dessen Inhalt uns *gegenüber*.“¹¹⁴ Das Wertvolle wird, kurz gesagt, Gegenstand unserer Wünsche.

„Das so zustande gekommene Objekt, charakterisiert durch den Abstand vom Subjekt, den dessen Begehrung ebenso feststellt wie zu überwinden sucht – heißt uns ein Wert. Der Augenblick des Genusses selbst, in dem Subjekt und Objekt ihre Gegensätze verlöschen, konsumiert gleichsam den Wert; er entsteht erst wieder in der Trennung vom Subjekt, als Gegenüber, als Objekt.“¹¹⁵

Somit pendelt der Wert zwischen Begehren, der Schwierigkeit, dieses zu erfüllen, der schließlichen Erfüllung und dem neuerlichen Begehren. „Den genossenen Gegenstand freilich müssen wir von uns entfernen, um ihn wieder zu begehren; dem fernen gegenüber aber ist dies Begehren die erste Stufe der Annäherung, die erste ideelle Beziehung zu ihm.“¹¹⁶ Mit diesen Definitionen ist Simmel noch eher weit entfernt von dem, was man umgangssprachlich als den ökonomischen Wert bezeichnet.

Dieses subjektive Begehren werde nun objektiviert, das heißt an die Objekte gebunden. Damit entstehe der Glaube an werttragende Dinge.

„Die subjektiven Vorgänge des Triebes und des Genießens objektivieren sich im Werte, d.h. aus den objektiven Verhältnissen erwachsen uns Hemmnisse, Entbehrungen, Forderungen irgend welcher »Preise«, durch die überhaupt erst die Ursache oder der Sachgehalt von Trieb und Genuß von uns abrückt und damit in ein und demselben Akt uns zum eigentlichen »Objekt« und zum Wert wird.“¹¹⁷

Dies ist die erste Stufe der Bestimmung des Wertes. Wert entfaltet sich zwischen subjektivem Begehren und objektiver Möglichkeit der Erfüllung dieses Begehrens. Von diesem Schritt ausgehend objektiviert er sich zusehends. Wie vollzieht sich dieser Objektivierungsprozess? Erst durch den Tausch. Dadurch, dass sich das Begehren im Hergeben eines eigenen

¹¹³ Vgl. (Simmel, 1989 S. 30)

¹¹⁴ (Simmel, 1989 S. 33)

¹¹⁵ (Simmel, 1989 S. 34)

¹¹⁶ (Simmel, 1989 S. 49)

¹¹⁷ (Simmel, 1989 S. 50)

Gegenstandes zeigt, wird der objektive Wert geschaffen. „So sehr der Einzelne kauft, weil er den Gegenstand schätzt und zu konsumieren wünscht, so drückt er dieses Begehren wirksam doch nur mit und an einem *Gegenstande* aus, den er für jenen in den Tausch gibt [...]“¹¹⁸ Damit der Wert überhaupt objektiv erkennbar wird, müssen Gegenstände gegeneinander getauscht werden. Damit wird der Wert jedoch wiederum relativ. Er misst sich an den Polen der wertenden und tauschenden Subjekte. „Die Wirtschaft leitet den Strom der Wertungen durch die Form des Tausches hindurch, gleichsam ein Zwischenreich schaffend zwischen den Begehrungen, aus denen alle Bewegung der Menschenwelt quillt, und der Befriedigung des Genusses, in der sie mündet.“¹¹⁹

Simmel möchte den Akt des Tauschens dabei sehr weit fassen. Denn jedes Mal, wenn man etwas von sich gibt und etwas dafür erlangt wäre das ein Tausch.

„Denn einmal, was man in der Wechselwirkung ausübt, kann immer nur die eigene Energie, die Hingabe eigener Substanz sein; und umgekehrt, der Tausch geschieht nicht um den Gegenstand, den der andere vorher hatte, sondern um den eigenen Gefühlsreflex, den der andere vorher nicht hatte; denn der Sinn des Tausches: dass die Wertsumme des Nachher größer sei als die des Vorher - bedeutet doch, dass jeder dem anderen mehr gibt, als er selbst besessen hat. Freilich ist Wechselwirkung der weitere, Tausch der engere Begriff; allein in menschlichen Verhältnissen tritt die erstere ganz überwiegend in Formen auf, die sie als Tausch anzusehen gestatten.“¹²⁰

Damit ist es auch für Simmel gleichgültig, ob das begehrte Objekt von anderen Menschen käme oder erst der Natur entnommen werden müsse. „Für das wirtschaftende Subjekt als solches ist es sicherlich vollkommen gleichgültig, ob es in seinem Besitz befindliche Substanzen oder Arbeitskräfte in den Boden versenkt oder einem anderen Menschen hingibt, wenn nur das Resultat der Hingabe für ihn das gleiche ist.“¹²¹ Somit kann Simmel davon ausgehen, dass man auch mit der Natur tauschen kann oder genauer gesagt: mit ihr in Wechselwirkung tritt. Man gibt ihr seine Substanz und nimmt von ihr die erschaffenen Früchte. Zwischen Tausch mit der Natur und Tausch mit den Menschen möchte er hier keinen grundlegenden Unterschied erkennen. Somit ist für Simmel der Tausch ein grundlegendes

¹¹⁸ (Simmel, 1989 S. 55)

¹¹⁹ (Simmel, 1989 S. 57)

¹²⁰ (Simmel, 1989 S. 60)

¹²¹ (Simmel, 1989 S. 62)

menschliches Phänomen. Man kann ihm ruhig eine utilitaristische Auffassung unterstellen, wenn er meint, dass das Ziel jedes Menschen es nun sei, den zu erlangenden Wert zu maximieren. Denn immer, wenn man einen Tausch vollziehe, so tue man dies, um eine Wertsteigerung zu erlangen.

„Wenn in dem Chamissoschen Gedichte der Räuber mit vorgehaltener Pistole den Angefallenen zwingt, ihm Uhr und Ringe für drei Batzen zu verkaufen, so ist diesem unter solchen Umständen - da er nämlich nur so sein Leben retten kann - das Eingetauschte wirklich den Preis wert; niemand würde für einen Hungerlohn arbeiten, wenn er nicht in der Lage, in der er sich tatsächlich befindet, diesen Lohn eben dem Nichtarbeiten vorzöge.“¹²²

Somit sei jeder Tausch – Erpressung scheint auch darunter zu fallen – gerechtfertigt. Man könne sich ja immer entscheiden: Arbeitet man zu einem Hungerlohn, oder verhungert man? Ob dies eine ernsthaft gestellte Frage ist oder nur moralischen Zynismus versucht zu verbergen, sei dahingestellt, besonders im Hinblick darauf, dass Simmel „[...] dem historischen Materialismus ein Stockwerk unterzubauen[...]“¹²³ versucht. Ob das mit einer Theorie, bei der Ausbeutung nicht möglich ist, gelingen mag?

Simmel möchte so etwas wie Opportunitätskosten kennen, bevor er überhaupt Geld in die Diskussion gebracht hat. Denn jeder Mensch müsse abwägen, welchen Wert er bereit sei zu geben, um einen Wert dafür zu bekommen. Und wenn er den Wert für einen anderen gegeben hätte, so hatte er ihn nicht für einen dritten hergeben können.

„Bei jeder Verwendung der Kraft müssen wir also eine oder mehrere mögliche und wünschenswerte Verwendungen derselben aufgeopfert werden.[...] Was also, unter eudämonistischer Minderung, hingegeben wird, ist nicht die Arbeit, sondern gerade die Nichtarbeit; wir zahlen für A nicht das Opfer der Arbeit [...] sondern den Verzicht auf B.“¹²⁴

Bei all den Wertsteigerungen, die uns der Tausch bereitet, müssen wir also bemerken, dass wir durch andere Tauschhandlungen eventuell mehr Wertsteigerung erlangen hätten können.

¹²² (Simmel, 1989 S. 81)

¹²³ (Simmel, 1989 S. 13)

¹²⁴ (Simmel, 1989 S. 65)

Wie wird nun das Geld in die Theorie eingeführt? Geld entstehe sowohl historisch, als auch strukturell, über den Wertetausch. Alle getauschten Objekte eigneten sich zum Geld. Es habe sich jedoch eines herauskristallisiert, welches immer mehr seine ursprüngliche Wertfunktion abgestreifte und immer mehr Geld geworden sei.¹²⁵

„Wenn nun der wirtschaftliche Wert der Objekte in dem gegenseitigen Verhältnis besteht, das sie, als tauschbare, eingehen, so ist das Geld also der zur Selbständigkeit gelangte Ausdruck dieses Verhältnisses; es ist die Darstellung des abstrakten Vermögenswertes, indem aus dem wirtschaftlichen Verhältnis, d. h. der Tauschbarkeit der Gegenstände, die Tatsache dieses Verhältnisses herausdifferenziert wird und jenen Gegenständen gegenüber eine begriffliche - und ihrerseits an ein sichtbares Symbol geknüpfte Existenz gewinnt.“¹²⁶

Simmel möchte sich also das Geld als Ausdruck der Relation von Tauschwerten vorstellen. Es ist das Symbol dieser Werteverbindung. Die getauschten Werte werden damit über den Preis repräsentiert. Denn alle Werte stehen in Relation zur gesamten Geldmenge. Nun vollzieht Simmel einen Gedanken, den er vermutlich von Kant übernommen hat und welcher hier auch in Bezug auf die Messbarkeit von Werten Bedeutung hat:

„Jede einzelne Ware ist nun ein bestimmter Teil jenes verfügbaren Gesamtwarenquantums; nennen wir das letztere a, so ist jene etwa l/m a; der Preis, den sie bedingt, ist der entsprechende Teil jenes Gesamtgeldquantums, so daß er, wenn wir dieses b nennen, gleich l/m b ist. Kennen wir also die Größen a und b, und wüßten wir, einen wie großen Teil der verkäuflichen Werte überhaupt ein bestimmter Gegenstand ausmacht, so wüßten wir auch seinen Geldpreis, und umgekehrt. Ganz unabhängig davon also, ob das Geld und jenes wertvolle Objekt irgend eine qualitative Gleichheit haben, *gleichgültig also dagegen, ob das erstere selbst ein Wert ist oder nicht*, kann die bestimmte Geldsumme den Wert des Gegenstandes bestimmen oder messen.“¹²⁷

¹²⁵ Vgl. (Simmel, 1989 S. 121 f.)

¹²⁶ (Simmel, 1989 S. 122)

¹²⁷ (Simmel, 1989 S. 142 f.)

Dies entspricht auch dem Verständnis moderner Ökonomen, wenn sie die Geldmenge mit der Warenmenge vergleichen und daraus Preisschwankungen ablesen wollen. Für Simmel ist es nun nicht wichtig, ob man die Gesamtsumme der Waren oder des Geldes kennt. Diese würde als Brüche in den Hintergrund geraten. Man würde sich nur auf die erste Relation beschränken, nämlich der zwischen Geldpreis und einzelner Ware, nicht auf die zwischen aller Waren und allen Geldes. Somit ist auch für Simmel die Frage nach einem angemessenen Preis leicht beantwortet:

„Unter diesen Annahmen würde die Frage, ob ein Preis angemessen ist oder nicht, sich unmittelbar aus den beiden Vorfragen beantworten: erstens, welche Summe von Geld und welche Summe von Verkaufsobjekten momentan wirksam sind, und zweitens, welchen Teil des letzteren Quantums das jetzt in Rede stehende Objekt ausmacht.“¹²⁸

Zusammenfassend drückt das Geld also nur dadurch den Wert aus, als dass seine Relation zur Gesamtgeldsumme die gleiche ist wie die Relation zwischen einzelner Ware und Gesamtwarensomme.¹²⁹

Muss Geld selber wertvoll sein? Nach Simmel muss es das zunächst nicht. Da es nur eine Relation darstellt, muss nur der Bruch zwischen Geldpreis und Gesamtgeldsumme gleich hoch sein wie Warenwert mit Gesamtwarenwertquantum gleich sein.¹³⁰ Allerdings kann sich das Geld auch nicht komplett von einer Substanz trennen. Die Geldsubstanz ist zunächst, so Simmel, nur eine Ware wie jede andere. Im Laufe der Entwicklung tritt sein Funktionswert, das ist der Wert, den es als Tauschmittel erhält, in den Vordergrund. „Diesen Charakter des reinen Symbols der ökonomischen Werte ist das Ideal, dem die Entwicklung des Geldes zustrebt, ohne ihn je völlig zu erreichen.“¹³¹ Warum nicht? Weil es, wenn es nur noch reines Symbol wäre, zu anfällig für Missbrauch wäre. Simmel spricht hier eindeutig die willkürliche Vermehrung von Papiergeld an.¹³²

Simmels Geldtheorie lässt sich also so zusammenfassen: Der Wert entsteht im Raum zwischen Subjekt und Objekt. Erst am zu tauschenden Objekt manifestiert er sich. Als

¹²⁸ (Simmel, 1989 S. 152)

¹²⁹ Vgl. (Simmel, 1989 S. 163 f.)

¹³⁰ Vgl. (Simmel, 1989 S. 154)

¹³¹ (Simmel, 1989 S. 181 f.)

¹³² Vgl. (Simmel, 1989 S. 184 f.)

Zeichen dieser Tauschrelation entsteht das Geld, welches als wertvolles Objekt sich immer mehr von den ursprünglichen Werten entfernt, aber nie nur reines Zeichen wird.

Simmel löst somit das Bewertungsproblem dadurch, dass er es weder rein subjektiv, noch objektiv festmachen möchte. Er schafft damit eine Verbindung zwischen Werten und Geld, beziehungsweise sieht die Trennung nicht scharf.

1.3.3 Konsequenzen aus dem Bewertungsproblem

Wir haben gesehen, dass jeglicher Versuch, Werte an den Gegenständen selber festzumachen, fehlschlägt. Wie soll ein intrinsischer Wert festgestellt werden? Durch Abwiegen kann man ihn nicht messen, weil dadurch erstens sämtliche Marktmechanismen außer Kraft gesetzt werden müssten und zweitens man immer noch erklären müsste, wie man von Gewichtseinheiten auf Werteinheiten käme. Selbiges gilt beim Messen durch die verrichtete Arbeit. Aus dieser ist ebenfalls kein Wert mathematisch ableitbar. Das Konzept, Werte durch den subjektiven Nutzen messbar zu machen scheiterte dann daran, dass Nutzen immer schon subjektiv und nicht objektivierbar, messbar ist. Außerdem fehlten auch hier quantitativ unterschiedliche Einheiten. Simmel schob den Wert zwischen Subjekt und Objekt, widersprach jedoch, dass man ihn naturwissenschaftlich messen könne. Werte kann man daher weder vorhersehen, noch mathematisieren. Bewertungen ändern sich in der Zeit, sie sind von Person zu Person unterschiedlich und sie können nicht aus der Beschaffenheit von Gegenständen objektiv abgeleitet werden. Was passiert jedoch, wenn man Werte als subjektive Einschätzungen von Preisen aus der Objektivität verbannt und dadurch nicht mehr durch Messungen erfassen kann? Wenn man Werte nicht mehr berechnen kann? Was für einen Sinn macht es dann beispielsweise noch, von aggregierten Nachfragekurven zu sprechen? Brodbeck beschreibt die Konsequenz so:

„Die Anmaßung, zu wissen, wie jemand anderer eine Beziehung zwischen objektiven Produktmengen und seinem subjektiven Empfinden dieser Entitäten je *als Gut* herstellt, diese Beziehung selbst *objektiv* herstellen zu wollen, zu mathematisieren und daraus *Folgerungen* für politische, ethische oder ökonomische Entscheidungen zu ziehen, ist in ihrem Wesen totalitär, mag auch das Lippenbekenntnis von „ordinalem Nutzen“ oder „intersubjektiver Unvergleichbarkeit“ vorausgehen, gepaart mit dem

unschuldigen Augenaufschlag, man betreibe nur wertfreie Wissenschaft von der Wirtschaft.“¹³³

Die Konsequenz ist, dass eines der Grundaxiome der Wirtschaftswissenschaften, nämlich Werte und Preise durch Formeln herleit- und darstellbar zu machen, verworfen werden muss. Bewerten ist eben etwas anderes als Messen. Wenn sich jedoch ein Axiom als falsch herausstellt, so kann man nicht auf den Wahrheitsgehalt der daraus gefolgten Konklusionen schließen. Aus der falschen Annahme, Werte seien messbar, könnte man beliebige Theorien entwerfen und wüsste nach der klassischen Logik nicht, welche wahr wären und welche falsch. Dies zeigt sich dann auch in der unterschiedlichen Ausgestaltung der Wirtschaftstheorien und der von ihnen beeinflussten Politik. Wenn man von der Vorstellung eines messbaren Werts ausgeht kann man nur auf Theorien schließen, über die sich streiten lässt, deren Wahrheitsgehalt jedoch nicht feststellbar bleibt. Denn aus einer falschen Prämisse kann man alles oder auch nichts schließen.

Eine weitere Konsequenz wäre: Man dürfte, wenn einem die Einheiten fehlten, keine Mathematik verwenden. Wenn man für das Entstehen von Werten keine Einheiten und weiters die logische Verknüpfung zu den Preiseinheiten zeigen kann, so dürfte man eigentlich nicht rechnen. Die Folgerung wäre demnach eine gewagte, nämlich die gesamte mathematische Volkswirtschaftslehre über Bord zu werfen.

Wenn man Werte nur im Subjektiven verortet, dann kann man selbstredend auch nicht objektiv von Überbewertung oder auch Blasenbildung auf den Märkten sprechen. Wenn man zum Beispiel ein Unternehmen als überbewertet bezeichnet, so meint man damit nur, dass man selber den Wert niedriger einschätze oder besser gesagt: Dass dieses Unternehmen für einen selber weniger wert wäre. Eine objektiv überbewertete Aktie kann es nicht geben. Auch wenn man auf die Werte der vom Unternehmen besessenen Aktiva referiert, diese aufsummiert und mit dem Kurs der Aktie vergleicht, so hat man nur eine willkürliche Bewertung mit einer anderen verglichen. Dass man sich dabei auf oft verwendete Bewertungsmethoden verlässt, ändert daran nichts. Denn wären diese objektiv gültig, so könnte man ja tatsächlich Aktienkurse berechnen. Der zukünftige Gewinn wäre kalkulierbar.

Auch Spekulationsblasen existieren demnach nicht. Eine von einem Beobachter konstatierte Blase an den Märkten reflektiert nur die von den Marktteilnehmern im Moment ausgedrückten Werteinschätzungen. Platzt die Blase, so zeigt es nur wiederum, dass die Werte

¹³³ (Brodbeck, 2009 S. 762)

anders eingeschätzt werden. So kann man darüber spekulieren, was die Gründe der vermeintlichen Blase waren, sei es zu hohe Zinssätze, sei es eine schlechte Konjunkturaussicht, sei es die Wahl einer wirtschaftskritischen Persönlichkeit zu einem hohen Staatsamt. Es bleibt Spekulation und kann nicht messbar gemacht werden. Man kann überhaupt nicht sagen, ob es denn eine Blase war oder nicht. So etwas wie reale Werte gibt es nicht. Ein Wert reflektiert einen Gedanken, der darin besteht, zu glauben oder zu hoffen, dass man etwas für den Gegenstand wieder bekommen wird. Schwindet die Hoffnung, so schwinden die Werte.

Das wird noch unterstützt durch ein Phänomen, das Keynes formulierte. Er beschrieb, dass am Aktienmarkt meistens nicht die Aktie gekauft wird, deren Fundamentaldaten, sprich das zugrundeliegende Unternehmen, sich gut entwickeln. Sondern man versetzt sich in die Bewertungen der anderen Käufer und überlegt, welche Unternehmen sie kaufen würden. Keynes beschreibt dies mit einem Wettbewerb einer Zeitung. Die Teilnehmer sollen die sechs schönsten Gesichter aus hundert Photographien auswählen. Gewinner ist, wer diejenigen auswählt, die durchschnittlich von allen Bewerbern am öftesten gewählt wurde. Die Wahl ist also nicht (nur) abhängig von der eigenen Bewertung, sondern von der Bewertung anderer. Und diese ist wiederum abhängig davon, was die anderen als die eigene Bewertung sehen. Man erwägt also nicht nur, was der durchschnittliche Bewerber wählt, sondern man erwägt, was der durchschnittliche Bewerber erwägt, was die anderen Bewerber erwägen (Manche erwägen dann, was der durchschnittliche Bewerber erwägt, was der durchschnittliche Bewerber erwägt, was die anderen Bewerber erwägen. Das kann man theoretisch unendlich weiterspinnen)¹³⁴. Das ist das Problem der Preise: Sie sind abhängig von der Bewertung vieler Wirtschaftsteilnehmer, ohne dass man jedoch voraussagen könnte, wie sie individuell bewerten. Und die Bewertung ist immer auch von der erwarteten Bewertung der anderen abhängig.

Man könnte es so formulieren: Wenn die Menschen glauben, dass Dinge real sind, so werden sie auch reale Konsequenzen nach sich ziehen.¹³⁵ Der Glaube an eine Messbarkeit der Werte lässt Menschen durch die Anwendung ihrer Formeln Handlungen setzen, die sie ohne diesen Glauben vermutlich nicht gesetzt hätten.

Was bleibt ist, dass der Wert nie intrinsisch ist, sondern immer nur von den Menschen festgesetzt wird. Und das gilt auch für den Wert des Geldes. Er ist nicht im Geld selber.

¹³⁴ Vgl. (Keynes, 1973 S. 156)

¹³⁵ Vgl. (Merton, 1995)

Deshalb sagte auch Aristoteles davon: „Darum trägt es auch den Namen Geld (Nomisma), weil es nicht von Natur, sondern durch das Herkommen gilt und es bei uns steht, es zu verändern und wertlos zu machen.“¹³⁶

1.3.4 Wieso überhaupt bewerten?

Die Bewertung von Dingen hängt damit zusammen, dass derjenige, der höher Bewertetes in die Gesellschaft einbringt, auch mehr von der Gesellschaft bekommen soll. Und derjenige, dem die Wertschöpfung eher zugeschrieben wird, bekommt ebenso mehr vom gesamten Wertkuchen. Wenn man meint, Kapital schafft den meisten Wert, so liefert man eine Begründung, die Kapitalbesitzer sollten mehr bekommen. Wenn man meint, die Arbeiter schaffen alleine den Wert, so meint man, dass diese auch am meisten bekommen sollten. Sieht man ein, dass auch Maschinen Werte schaffen können, so will man den Maschinenbesitzern und –Schaffern Werte zukommen lassen.

Die Bewertung ist also gesamtgesellschaftlich gesehen ein Herausfinden, wer wieviel von der Gesellschaft bekommt, wer mehr Ressourcen an sich binden kann. Im Kleinen betrachtet ist das Bewerten ein Ausfeilschen, wer von den zwei Personen den größeren Wert sich aneignen kann.

Die wissenschaftlichen Werttheorien versuchen nur, dieses Feilschen, ob gesellschaftlich oder zwischenmenschlich, auf die eine oder andere Art zu beeinflussen, eine Seite zu bevorzugen, indem sie die Wertentstehung den entsprechenden Gesellschaftsteilnehmern zuschreiben, die sie unterstützen wollen.

1.3.5 Das Induktionsproblem in der Unternehmensbewertung

Bezüglich der Bewertung von Aktien gibt es noch einen weiteren interessanten Zusammenhang. Aktien repräsentieren Eigentum an einem Unternehmen. Unternehmen können ebenfalls Aktien von anderen Unternehmen kaufen. Nehmen wir an, Unternehmen Alpha kauft Aktien von Unternehmen One. Diese erscheinen dann in der Bilanz auf der Aktiv-Seite entweder unter den „Wertpapieren des Umlaufvermögens“ oder unter dem Posten „Wertpapiere des Anlagevermögens“. Alpha schreibt in seine Bilanz den Wert der Aktien von One, nämlich die Stückzahl multipliziert mit dem Kaufpreis. Aktien werden ständig über die Börse gehandelt und ständig bestimmen Käufe und Verkäufe den Preis. Was passiert jetzt, wenn der Preis der Aktie des Unternehmens One plötzlich stark absinkt? Unternehmen Alpha

¹³⁶ (Aristoteles, 2007 S. 209)

muss nun, nach den strengen Bilanzierungsregeln, ebenfalls die Zahl, die sie in der Bilanz stehen hat, senken. Das bewirkt, dass das Vermögen sinkt und ein negativer Wert in die Gewinn und Verlustrechnung geschrieben werden muss. Da das Fremdkapital auf der anderen Seite gleich bleibt, sinkt das Eigenkapital des Unternehmens. Das kann so weit gehen, dass es überschuldet ist und Konkursantrag stellen muss - besonders, wenn Unternehmen Alpha eine Bank oder ein Fonds ist, wo die Aktiv-Seite fast nur aus Wertpapieren besteht. Problematisch wird die Sache dann, wenn durch die schlechten Aussichten die Aktien des Unternehmens Alpha sinken. Eine Kettenreaktion an Abwertungen findet statt. So können viele Einzelfälle – nämlich die einzelnen Verkäufe auf den Börsen – zu einer ganzen Kette von Abwertungen und schließlich sogar zur Krise führen.

Dies ist in wenigen Worten jedoch nichts anderes, als das Induktionsproblem. Das Problem von induktiven Schlüssen lautet wie folgt:¹³⁷ Ein induktiver Schluss ist ein gehaltserweiternder Schluss. In der Konklusion ist mehr enthalten als in den Prämissen. Man bekommt quasi unten mehr heraus, als man oben hineinsteckte. In der Erkenntnistheorie wird das als Problem gesehen, denn wo soll dieser erweiterte Inhalt herkommen? Es wird beim induktiven Schließen von Einzelfällen, also von einzelnen Beobachtungen, auf das Allgemeine geschlossen. Ein Beispiel: Ich habe fünfzig Schwäne gesehen und alle waren weiß. Daraus soll folgen, dass Schwäne generell weiß sind. Ein weiteres Beispiel: Ich habe 27 Jahre lang beobachtet, dass jeden Morgen die Sonne aufging. Daraus soll folgen, dass an jedem Morgen die Sonne aufgeht. Oder aber: Der Preis einzelner Aktien eines Unternehmens ist auf der Börse gesunken. Daraus soll folgen, dass der Wert aller Aktien dieses Unternehmens gesunken ist. Durch einzelne wenige Verkäufe in der Vergangenheit schließt man induktiv darauf, dass alle Verkäufe so durchgeführt werden müssen. Man sieht hier schön, dass das selbe Problem der gehaltserweiternden Schlüsse uns auch in der Wirtschaft begegnet. Von den Einzelfällen der beobachteten Verkäufe an der Börse – Geld gegen Aktien, Aktien gegen Geld – wird geschlossen, dass der Wert des gesamten Unternehmens gefallen oder gestiegen ist. Im Wert steckt hier ein induktiver Schluss.

Das selbe kann auch beobachtet werden, wenn ein Unternehmen mittels diskontierten, also abgezinsten zukünftigen Cashflows bewertet werden soll. Diese Methode wird auch Discounted Cash-flow-Methodik genannt. Hörmann konnte sie schon von anderer Seite her kritisieren.¹³⁸ Hier sei nur auf folgendes hingewiesen: Zur Unternehmensbewertung werden

¹³⁷ Vgl. (Chalmers, 1982 S. 7 ff.)

¹³⁸ Vgl. (Hörmann, et al., 2008)

zukünftige Geldflüsse herangenommen, von denen einfach angenommen wird, dass sie in alle Ewigkeit fließen werden. Diese werden dann über einen Zinssatz auf den heutigen Tag abgezinst, das heißt um die durch sie zu erwartenden Zinseszinsseffekte reduziert. Doch wie kommt man auf zukünftige Zahlungsströme? Hierzu werden Vergangenheitswerte herangezogen. Man nimmt beispielsweise die Zahlungsströme der letzten fünf Jahre und nimmt an, dass diese in Zukunft ähnlich verlaufen werden. Auch hier finden wir versteckt einen induktiven Schluss wieder. Denn es wird aus beobachteten Einzelfällen – den vergangenen Zahlungsströmen – auf die Gesamtheit aller zukünftigen Zahlungsströme geschlossen. Es wird von einigen wenigen Beobachtungen auf die Ewigkeit geschlossen, was einen gehalterweiternden Schluss darstellt. Insofern scheitert diese Methode streng logisch gesehen am Induktionsproblem.

Schließlich kann man dieses Problem auch am vermuteten Wert des Geldes sehen. Im vorherigen Kapitel haben wir gesehen, dass dem Geld oft eine Wertaufbewahrungsfunktion unterstellt wird. Eine solche Funktion kann man nur unterstellen, wenn man an induktive Schlüsse glaubt. Dies läuft hier ähnlich wie in den obigen Beispielen ab: Bei meinen bisherigen Käufen konnte ich Geldscheine gegen Waren tauschen. Also gehe ich davon aus, dass man Geld generell gegen Waren tauschen kann. Ich nehme den Wert aufgrund der bisherigen Erfahrung als gegeben an (zum Beispiel dass ich um 7 Euro eine Kinokarte kaufen kann). Ich schließe dann aufgrund von Einzelbeobachtungen auf das Allgemeine (dass ich auch morgen und in einem Jahr die Kinokarte kaufen kann). Bei vergangenen Krisen sind schon viele Leute über diesen Schluss gestolpert, nämlich als die Papierscheine auf einmal nicht mehr gegen Waren eintauschbar waren. Der angenommene homo oeconomicus, der nur rational handeln soll, schließt also tagtäglich induktiv. Dann wundert er sich, wenn auf einmal ein schwarzer Schwan auftaucht, er alle Vergangenheitswerte und mathematischen Formeln verwerfen muss und bankrott geht. Soviel zur Rationalität des homo oeconomicus.

1.3.6 Inflation

Wenn es um den Wert des Geldes selber geht, so kann man sich dem Thema Inflation widmen. Im Kapitel über die Geldfunktionen habe ich geschrieben, dass Geld unter anderem Rechnungseinheit ist. Man schreibt also Preise für Waren in Geldwerten an. Damit gibt man zu verstehen, wieviel Geldeinheiten man im Austausch für ein gewisses Gut erlangen möchte. Betriebswirtschaftlich gesehen orientiert man sich an den verschiedensten Indikatoren, welcher Preis als angemessen gelte. Man kann sich über die Angebote der Konkurrenz

informieren und seinen Preis ähnlich festsetzen. Man kann die Produktionskosten, also die gesamten bisher bezahlten Leistungen aufaddieren, durch die Anzahl der produzierten Stück dividieren und einen Gewinn daraufschlagen. Auch eine willkürliche, spontan einfallende Zahl kann als Preis gewählt werden. Man kann die Preisbildung auch dem Publikum überlassen, in einer Auktion etwa. Der Kostenrechnung sind hier bei der Wahl der Methode, als auch bei den Versuchen der Begründung für einen angemessenen Preis keine Grenzen gesetzt.

Nun wird diesen willkürlich zustande gekommenen Preisen in vielen volkswirtschaftlichen Schriften eine Funktion unterstellt. Es wird beispielsweise von Preisniveaus gesprochen, welche die Kaufkraft des Geldes ausdrücken sollen. Viele Volkswirtschaftler unterliegen hier wiederum dem Versuch, menschliches Verhalten in eine Formel pressen zu wollen.

„Gewiß stellen wir uns die Beziehungen zwischen Geld und Ware nicht mehr mechanisch vor, so daß jedem »Mehr« von Geld innerhalb eines Landes sofort ein Steigen der Warenpreise entspräche; [...]“¹³⁹, schrieb Moll vor hundert Jahren. Leider ist dies auch heute Vielen nicht bewusst. Wenn man von Inflation spricht, wird in heutigen Lehrbüchern meist die Formel der Quantitätstheorie des Geldes herangezogen. Mit dieser wird ein Anheben des Preisniveaus direkt abhängig von der Umlaufgeschwindigkeit und der Menge des Geldes gesehen.

Damit möchte man den Wert des Geldes bestimmen. Nun haben wir im Kapitel über den Wert gesehen, dass Werte immer nur Bewertungen sind. Demnach ist schon das Benutzen einer Formel für die allgemeine Bestimmung des Geldwertes falsch. Weiters hat diese Formel auch inhaltlich Knackpunkte: Erstens stellt sie die Gesellschaft wieder wie eine Maschine dar. Man möchte oben hineingießen, wieviel Geld wie schnell im Umlauf ist und unten einen Geldwert herausbekommen. Preise sind jedoch generell Verhandlungssache und von dezentralen Bestimmungen abhängig, wenn man an die Marktwirtschaft glauben möchte. Von oben herab kann nicht gesehen werden, wie der Wert zustande kommt, besonders wenn er immer im individuellen Feilschen sich ausdrückt.

Brodbeck kritisiert diese Herangehensweise von Seite der Geldmenge her.

„Betrachtet man die meist verwendete Quantitätsgleichung $MV = PY$ (M = Geldmenge, V = Umlaufgeschwindigkeit, P = Preisniveau, Y = reales

¹³⁹ (Moll, 1956 S. 90)

Bruttoinlandsprodukt, als verkürzter Index für die auf dem Markt gehandelten Waren = Transaktionsvolumen), so werden zwei völlig heterogene Sachverhalte verglichen. Was im Marktprozess als Geld anerkannt und verwendet ist, damit die *vermeinte Identität der Geldeinheit*, bleibt durch vielfältige Kreditbeziehungen dunkel. Zudem treten zahlreiche Substitute und Verrechnungen von beidseitigen Lieferungen und Leistungen gar nicht als Geld in Erscheinung, wiewohl sie Teil der Einkommens- und Preisrechnungen sind.[...] Damit erweist sich die „Geldmenge“ immer als eine *beliebige* Konstruktion[...]¹⁴⁰

Verbleiben wir zunächst bei der Formel: Geldmenge mal Umlaufgeschwindigkeit ist gleich Preisniveau mal reales Bruttoinlandsprodukt. Möchte man nun das Preisniveau bestimmen, so muss man MV durch Y dividieren. Interessant ist sogleich, dass das reale Bruttoinlandsprodukt, da real und nicht nominal, immer schon um eine Inflationsrate bereinigt wurde. Es fließt also in die Berechnung ein, was man berechnen möchte. Weiters bleibt die Frage, wie man die Umlaufgeschwindigkeit berechnen möchte. Was ist die Einheit? Kilometer pro Stunde? Oder Transaktionen pro Minute? Es wird dafür meist die Formel PY / M , also nominales BIP dividiert durch die Geldmenge herangezogen. Nimmt man für den Euroraum beispielsweise ein nominales BIP von 8,9 Billionen Euro an und dividiert es durch eine Geldmenge von 8.531 Milliarden Euro, so kommt man auf eine Umlaufgeschwindigkeit von 1,04. Jetzt bleibt noch die Frage bestehen: In welcher Einheit? Der Euro bewegt sich also mit einer Geschwindigkeit von 1,04 BIPs pro Euro. Man darf sich die berechtigte Frage stellen, ob man mit einem solchen Satz überhaupt etwas ausgesagt hat. Insbesondere im Hinblick darauf, dass Geschwindigkeit normalerweise mit Weg durch Zeit definiert wird. Es ist das Wort „Umlaufgeschwindigkeit“, welches hier unangebracht ist. Man müsste es eher so interpretieren: Mittels einem Euro werden 1,04 BIP-Einheiten bewegt. Es ist also umgekehrt so, dass damit nicht die Umlaufgeschwindigkeit gemessen wird, sondern der Teil des Bruttoinlandsproduktes, der pro Euro umgesetzt wird. Die Idee einer Geldmenge, die mit einer gewissen Geschwindigkeit zirkuliert, kann nur vor dem Hintergrund verstanden werden, dass Geld als Gegenstand angesehen wird, ähnlich Goldstücken. Zwar simulieren die Zahlen in den Computern diese Gegenstände, indem sie einfach nur abzählbare, unfälschbare Einheiten darstellen. Aber: Da Geld heute aus einem Bankkredit entsteht, steigt und sinkt die Geldmenge bei jeder neuerlichen Kreditaufnahme und –Rückzahlung jedes einzelnen

¹⁴⁰ (Brodbeck, 2009 S. 357)

Wirtschaftssubjekts und das dezentral organisiert. Damit ist die Anzahl an Euro einer ständigen Fluktuation ausgesetzt und kann, wenn überhaupt, nur an einem Zeitpunkt festgestellt werden. Die Einheiten entstehen eben nur durch Buchung in einem Computer.

Wenn man von Inflation spricht, so möchte man meist das Verhältnis von Geld zu Gütern beschreiben: Wieviele Güter kann man um wieviel Geld kaufen? Kann ich mehr kaufen oder weniger? Es fällt bei der obigen Formel auf, dass Güter hier gar nicht vorkommen, sondern nur von Geldwerten gesprochen wird. Sowohl Geldmenge, als auch BIP oder Preisniveau sind in Geld ausgedrückt. Eine Gütermenge kommt nicht vor. Somit kann auch kein Verhältnis Gütern zu Geld als Ergebnis herauskommen.

Der nächste Kritikpunkt: Die Geldmenge - wenn man einfach die Anzahl an Euroeinheiten zusammenzählt - ist von den Eigentumsverhältnissen her sehr ungleich verteilt. Welcher Teil dieser Euro tatsächlich verwendet wurde oder werden wird (eine Formel soll gerade die Vorhersage von zukünftigen Inflationsraten ermöglichen), um das BIP zu erwirtschaften, kann nicht berechnet werden.¹⁴¹

Den Fehler, den man bei Inflationsberechnungen macht: Man versucht, den Wert des Geldes wiederum durch eine mathematische Formel zu bestimmen. Was der Wert des Geldes oder besser: die Bewertung des Geldes ist, kann nicht gemessen werden. Das sieht man alleine daran, dass es viele verschiedene Messmethoden gibt, die alle andere Ergebnisse liefern. Zahlen sind geduldig.

Was ich nicht sagen möchte, ist dass es nicht zu schleichenden oder plötzlichen Vertrauensverlusten in Währungen kommen kann. Preise können sich schnell ändern. Historisch gesehen kann die gesellschaftlich anerkannte Identität des Geldes zusammenbrechen und damit die kollektive Wertschätzung des Geldmaterials verschwinden. Berechnen oder Vorhersagen kann man diese Phänomene jedoch nicht.

1.4 Geld und Schuld

Abstrakt gesehen äußert sich das Geld als Zahl. Diese Zahl kann uns von jemandem zugeschrieben werden. Auch wir können diese Zahl jemandem zuschreiben. Die Frage ist natürlich: Wer beginnt zu zählen? Wo ist der Anfang dieser Zahlen? Wo entstehen sie? Einerseits kann man im Kopf einfach rechnen mit ihnen. Aber zur Bezahlung, zum faktischen

¹⁴¹ Vgl. (Simmel, 1989 S. 188 ff.)

Tauschakt, braucht es einen Träger dieser Zahlen. Dieser Geldstoff, der einer historischen Veränderung ausgesetzt ist, kann nicht von jedem emittiert werden. Es folgt nun eine Einführung in einige ökonomische Vorgehensweisen und Begrifflichkeiten. Das Verständnis dieser ist unabdingbar, möchte man den Zusammenhang zwischen Geld und Schuld verstehen.

1.4.1 Warengeld und Schuldgeld

Ich möchte zunächst in eine Terminologie einführen, die Keynes verwendet hat. John Maynard Keynes hat klar zwischen den Begriffen money-proper, money-of-account, Fiat-money und Warengeld unterschieden. Die Unterscheidung ist nicht ganz unproblematisch, kann jedoch in weiterer Folge fruchtbar für die Diskussion des Geldbegriffs sein.

Keynes Geldtheorie beginnt schon mit einem bemerkenswerten Satz: „MONEY-OF-ACCOUNT, namely that in which Debts and Prices and General Purchasing power are *expressed*, is the primary concept of a Theory of Money.“¹⁴² Damit ist gleich definiert, was Keynes unter money-of-account versteht, nämlich exakt das, was wir unter den Geldfunktionen als Rechen- und Rechnungseinheit verstanden haben. In diesem Geld sind Schulden, Preise und auch Kaufkraft ausgedrückt, das heißt umgekehrt begegnen uns diese Begriffe angeschrieben in money-of-account-Einheiten. Dies soll also das grundlegende Konzept sein, mit dessen Hilfe man eine Geldtheorie aufstellen kann. Keynes stellt diese Funktion also als vorrangig gegenüber anderen Geldfunktionen auf und grenzt sich somit von vielen anderen Geldtheoretikern ab, welche meist entweder die Tauschfunktion oder Wertaufbewahrungsfunktion bevorzugen oder gar das Wesen des Geldes in einer Substanz suchen. In Gegensatz zu money-of-account steht nun money-proper. Wenn für Keynes money-of-account eine Art description ist, so ist im Gegensatz dazu money-proper „[...]the *thing* which answers to the description.“¹⁴³ Money-proper ist also dasjenige, dem die Rechnungseinheit korrespondiert. Wenn Schulden angeschrieben werden, so können sie in Geld beglichen werden. Wenn man Schulden gedanklich in money-of-account notiert, so werden sie durch die Bezahlung mit money-proper wieder getilgt. Die Art des money-proper kann sich verändern und Keynes sieht es als selbstaufgelegte Aufgabe des Staates an zu bestimmen, was als dieses Geld fungiert. Zusammenfassend:

¹⁴² (Keynes, 1930 S. 3)

¹⁴³ (Keynes, 1930 S. 4)

„Thus the Age of Money had succeeded to the Age of Barter as soon as men had adopted a money-of-account. And the Age of Chartalist or State Money was reached when the State claimed the right to declare what thing should answer as money to the current money-of-account—when it claimed the right not only to enforce the dictionary but also to write the dictionary.“¹⁴⁴

Solange es keine Rechnungseinheit gab, konnte es demnach nur Tauschhandel geben. Erst als ein money-of-account in Verwendung kam, wurde die Ökonomie zur Geldwirtschaft. Heutige Staaten, so Keynes, wollen bestimmen, was als Rechnungseinheit und Zahlungsmittel dient. Das machen sie de jure dadurch, dass sie ein money-proper definieren und gleichzeitig durch den Annahmezwang ein durch Staatsgewalt exekutierbares Schuldentilgungsmittel einführen. Wenn jemand nicht akzeptiert, dass ich meine Schuld in Euronoten bezahle, so kann ich nach einer Klage Exekutivbeamte anfordern, es für mich notfalls auch mittels Einsatz von Gewalt durchzusetzen. Somit definiert der Staat zeitgleich was der Stoff des Geldes sein und in welchen Einheiten gerechnet werden soll.

Dadurch, dass man money-of-account verwendet, kann es dann vorkommen, dass Schulden selber wiederum als Geld fungieren. Doch dieses stehe, nach Keynes, gegensätzlich zu eigentlichem Geld. Man transferiert hierbei einfach Schuldforderungen zur Bezahlung einer eigenen Schuld. Dies macht das Giralgeld der Banken aus.

„When acknowledgements of debt are used in this way, we may call them Bank-Money[...]. Bank-Money is simply an acknowledgement of a private debt, expressed in the money-of-account, which is used by passing from one hand to another, alternatively with Money-Propor, to settle a transaction.“¹⁴⁵

Das Geld der Banken, Giralgeld, ist also nichts anderes als eine Schuld einer Privatperson bei der Bank, die wiederum zur Bezahlung verwendet werden kann. In anderen Worten ist es eine Forderungsabtretung, bei der jedoch die ursprüngliche Forderung bestehen bleibt.

Nach Keynes kann man Warengeld im Gegensatz dazu wie folgt definieren:

¹⁴⁴ (Keynes, 1930 S. 4 f.)

¹⁴⁵ (Keynes, 1930 S. 5 f.)

„*Commodity Money* is composed of actual units of a particular freely-obtainable, non-monopolised commodity[...] which happens to have been chosen for the familiar purposes of money, but the supply of which is governed—like that of any other commodity—by scarcity and cost of production.“¹⁴⁶

Warengeld ist also die klassische Vorstellung von Geld. Irgendein Gut bildet sich heraus und wird allgemeines Tauschmittel. Das Angebot dieses Geldes ist begrenzt durch seine natürlich vorkommende Knappheit und durch die Schwierigkeiten, es zu produzieren. Das beste Beispiel dafür wäre Gold. Das besondere am Warengeld: Es muss zuerst produziert werden, also schon Geld oder Energie aufgewendet werden, um es herzustellen. Danach kann man es als Tauschmittel verwenden. Die Idee dahinter ist, dass man zuerst etwas Wertvolles, das heißt für jemanden anderen in der Gesellschaft Brauchbares, hergestellt haben muss. Dies berechtigt dann, etwas anderes umzutauschen dagegen. „Bei Warengeld bezahle ich immer mit einem bereits vorhandenen Gegenstand.“¹⁴⁷

Im Gegensatz dazu sieht Keynes Fiat-Geld:

„*Fiat Money* is Representative [...] Money (i.e. something the intrinsic value of the material substance of which is divorced from its monetary face value)—now generally made of paper except in the case of small denominations—which is created and issued by the State, but is not convertible by law into anything other than itself, and has no fixed value in terms of an objective standard.“¹⁴⁸

Hier spricht Keynes einerseits aus der historischen Perspektive, andererseits glaubt auch er an die von mir verworfene These des intrinsischen Werts, wenn er an objektive Standards für Werte denkt. Fiat-Geld (vom lateinischen *fiat* – es werde) wird heutzutage eher so definiert: „Geldart ohne oder mit sehr geringem Substanzwert. Gesetzliche Annahmeverpflichtung wie bei Banknoten und Münzen eines Staates [...] oder gewohnheitsmäßige Annahme (Buchgeld von Banken)“¹⁴⁹ Heute wird auch das Geld der Banken, das Giralgeld, als Fiat-Geld bezeichnet und nicht nur das Papiergeld der Staaten. Des weiteren geben Staaten wie die USA oder Staatengemeinschaften wie die Euro-Zone keine staatliche Währung aus, sondern haben

¹⁴⁶ (Keynes, 1930 S. 7)

¹⁴⁷ (Deutsch, 2006 S. 29)

¹⁴⁸ (Keynes, 1930 S. 7)

¹⁴⁹ (Büschgen, 2006 S. 351)

dies ausgelagert an die jeweiligen Zentralbanken. Keynes hatte noch stark zwischen Fiat-Geld und Giralgeld unterschieden, denn ersteres sah er als Money-Propor und letzteres als „[...] an acknowledgement of debt.“¹⁵⁰ Dies mag eventuell historisch angemessen gewesen sein. Heutzutage ist jedoch auch das Giralgeld der Banken money-proper. Es wird verwendet, um zu zahlen und nicht nur, um Schulden aufzuzeichnen. Keynes hatte nicht sehen können, dass Bank-Money zum primären Zahlungsmittel aufsteigen würde.

Manche moderne Geldtheoretiker wollen in der Unterscheidung zwischen Warengeld – commodity-money – und Geld, das durch Schulden entsteht – Bank-Money – das Grundproblem des heutigen Geldsystems sehen. Deutsch beispielsweise sieht die Unterscheidung zwischen Waren- und Schuldgeld sehr streng. Das Argument für Warengeld hängt mit dem Problem der Gegenseitigkeit¹⁵¹ zusammen. Bei Warengeld verwendet man einen bereits vorher produzierten Gegenstand.

„Entscheidend ist, daß die Gegenleistung in der Vergangenheit bereits erbracht wurde. Sie steckt gewissermaßen in dem Goldstück, das ich übergebe, denn das Gold mußte ja erst gefunden, gefördert und gemünzt werden. Ich erzeuge also erst etwas und bezahle dann mit diesem Erzeugnis. Ich bezahle (tausche) mit einem realen werthaltigen Gegenstand, ich übertrage Eigentum an einem Ding. Wir bewegen uns also im Sachenrecht.“¹⁵²

Somit geht Deutsch davon aus, dass bei Warengeld die Gegenleistung immer schon zuerst erbracht werde und diese Vorleistung ermächtige, wiederum etwas von der Gesellschaft eintauschen zu können. Diese Definition erinnert an die vorher behandelte Arbeitswertlehre bei Marx. Wert fließe alleine durch die Verausgabung von Arbeit in die Gegenstände. Das Problem der Gegenseitigkeit werde also hier dadurch behoben, dass man zuerst leistet und dann bekommt. Im Gegensatz dazu sei es beim Schuldgeld umgekehrt. Da Schuldgeld bei der Kreditvergabe entsteht, befinde man sich im Schuldrecht. Man muss in Zukunft dafür leisten. Schafft man dies, indem man den Kredit plus Zinsen zurückzahlt, so ist die Schuld und damit das Geld auch wieder verschwunden.¹⁵³ Das Problem der Gegenseitigkeit wird in die Zukunft verlagert. Man bekommt zuerst und muss erst später dafür leisten.

¹⁵⁰ (Keynes, 1930 S. 9)

¹⁵¹ Vgl. Kapitel 1.5.1!

¹⁵² (Deutsch, 2006 S. 29)

¹⁵³ Vg. (Deutsch, 2006 S. 30)

Mit dem Schuldgeld hat Deutsch teilweise Recht. Es ist ein problematisches Konzept. Einerseits hinterlegt zwar der Kreditnehmer eine Sicherheit bei der Kreditvergabe. Er belastet sein Haus, verpfändet sein Eigentum oder bestellt einen Bürgen. Was jedoch bleibt, ist das Bewertungsproblem dieses Eigentums. Man kann es nicht objektiv bewerten. Somit ist die Möglichkeit, wieviel Kredit jemand aufnehmen kann, immer an die subjektiven Bewertungen der Banken gebunden, auch wenn mathematische Formeln zur Berechnung des Werts eine Objektivierbarkeit vortäuschen. Ein weiteres Problem ist außerdem, dass diese Sicherheiten der Bank im Falle eines Konkurses des Schuldners nur dienbar sind, wenn sie wiederum verkaufbar, das heißt in Geld, das aus einem anderen Kredit entstand, eintauschbar sind. Geld durch Schulden entstehen zu lassen führt damit zu einer Gesamtschuld des Wirtschaftsraumes, in dem beinahe jedem positiven Guthaben eine negative, zinsbelastete Schuld gegenübersteht. Und diese Schuld beeinflusst auch die Preise und damit das gesamte Wirtschaftsgeschehen. Geld, wenn es als Schuld verstanden wird, kann somit gar nicht neutral als Tauschvermittler auftreten.

Beim Warengeld irrt Deutsch jedoch. Erstens leistet man bei Warengeld nicht zuerst. Denn die Schürfung des Goldes, die Schöpfung dieses Geldes ist noch keine Leistung für jemanden anderen. Das Problem beginnt dort, wo etwas nur deshalb produziert wird, um Geld zu sein. Damit produziere ich streng genommen keine Ware, die zu etwas anderem dienen könnte, also nur dem Austausch. Man produziert damit nicht etwas, was konsumiert werden soll, sondern etwas, was nur dem Austausch und nur diesem gilt. Es stimmt zwar, dass man zuerst dieses Gold schürfen musste. Das selbe Argument gilt jedoch auch für Papiergeld. Auch dieses musste erst geschaffen und bedruckt werden. Und auch bei Schuldgeld musste zuvor produziertes Eigentum als Sicherheit hinterlegt werden.

Weiters gilt das Problem der Bewertung auch hier. Wieviel Geld habe ich geschöpft, wenn ich diese oder jene Leistung erbracht habe? Wer bewertet das und wie? Wenn man es an den Produktionskosten festmacht, so kann man immer nur auf historische Kosten verweisen. Produktionsprozesse, die jedoch ständigen Veränderungen unterworfen sind, würden dann zu anderen Ergebnissen führen. Und warum sollte man, nur weil man etwas, das nur als Tauschmittel funktioniert, sehr arbeitsaufwändig geschürft hat, mehr von der Gesellschaft bekommen? Das Problem der Gegenseitigkeit lässt sich damit nicht lösen.

Das dritte Problem: Woher stammen die abstrakten Zahlen, wenn das Geld erst mit den Gütern in die Welt kommt? Wie kommen die Preise auf diese Güter? Wie wird die Relation zwischen money-of-account und dem money-proper hergestellt?

1.4.2 Metallisten und Nominalisten

Der Unterschied zwischen Warengeld und Schuldgeld ist historisch ähnlich dem Streit zwischen Metallisten und Nominalisten. Metallisten glauben, der Wert des Geldes liege, wie beim Warengeld, im Geldstoff selber.

„Schon in der Definition des Geldes wird dabei das Metall als wesentliches Merkmal erwähnt.[...] Das Metall verschafft dem Gelde seinen Wert (seine Geltung). Die Werteinheit wird aufgefasst als eine bestimmte gemünzte Metallmenge [...], nicht etwa als abstrakte Kaufkraft. Metall kann allein die Preise messen, in Metallgeld allein kann eine wahre Zahlung geschehen.“¹⁵⁴

Man erinnere sich an Keynes Begrifflichkeiten Money-Propor und Commodity-Money. Metallisten sehen nicht, dass auch andere Materialien als Money-Propor dienen können als Metall. Außerdem kann auch Fiat-Money als echtes Geld angesehen werden. Schließlich ist beim Metallismus nicht klar, wieso ausgerechnet Metall Geldfunktionen ausüben soll. Ist es nicht vielleicht umgekehrt, dass das Gold deshalb als wertvoll und als erstrebenswert gilt, weil es Geldfunktionen ausübt?¹⁵⁵ „So kann einseitiger Metallismus zum individualistischen Materialismus der Geldauffassung werden.“¹⁵⁶ Die gleichen Argumente gelten auch gegen das Warengeld.

Im Gegensatz zum Metallismus stehen die Nominalisten. Die Nominalisten wollen die Zeichenfunktion des Geldes hervorheben. Für die Nominalisten hat Geld nur die Funktion, dass es den Austausch von Waren ermöglicht.¹⁵⁷ Nun muss nominalistisches Geld nicht unbedingt Schuldgeld sein. Man könnte Zeichengeld auch in Umlauf bringen, ohne es mit Schulden zu versehen.

Der Nominalismus stellt den Versuch dar, Geld auf eine abstraktere Ebene zu heben. Wenn man diesen Schritt weitergeht, so kommt man zu dem Schluss, dass sich, wie wir gesehen haben, Geld sich in Zahlen ausdrückt. Es sind diese Zahlen – also Preise – mittels derer die Menschen ihren Wirtschaftsverkehr regeln. Eine Zahlung bedeutet dann nichts anderes, als dass man Zahlen vergibt. Nun gibt es jedoch, kontraktualistisch gesprochen, ebenfalls eine gesellschaftliche Einigung darauf, wie man überhaupt dazu berechtigt wird, diese Zahlen zu

¹⁵⁴ (Moll, 1956 S. 31 f.)

¹⁵⁵ Vgl. (Moll, 1956 S. 34)

¹⁵⁶ (Moll, 1956 S. 35)

¹⁵⁷ Vgl. (Moll, 1956 S. 36 ff.)

vergeben. Kann man sie nur vergeben, wenn man eine bestimmte Menge an Metall besitzt? Selbstverständlich kann man in einem kleinen Gesellschaftsraum sich leicht einigen. Je größer der Wirtschaftsraum wird, desto komplexer wird dieses Verfahren. Die Metallisten versuchen, die Zahlenmenge beispielsweise an die Menge an kg Gold zu binden. Der Nachteil ist, dass man zufällig durch Fund in Besitz dieser Zahlenmenge kommen kann und dadurch auch von Vielen eine Leistung erhalten kann, obwohl man selber beinahe nichts geleistet hat - das Problem der Gegenseitigkeit in seiner schärfsten Ausprägung. Außerdem ist dann der Austausch der Menschen eben abhängig von dieser Metallmenge. Werden auf einmal große Mengen dieses Metalls gefunden, so kann dies das Wirtschafts- und Sozialgefüge stark durcheinanderbringen. Und: Wenn man von heute auf morgen wieder einen Goldstandard einführen würde, wären diese Subjekte im starken Vorteil, die schon große Mengen vorrätig hätten.

Simmel hat gesehen, dass es eine Tendenz weg von der Substanz des Geldes hin zum reinen Symbol, also weg von einer metallistischen Auffassung hin zu einer nominalistischen, gibt. „In der Fortsetzung dieser Tendenz aber scheint das Ziel zu liegen, die Geldsubstanz überhaupt auszuschalten.“¹⁵⁸ Wäre dies möglich? Wäre es möglich, Geld als reines Symbol gelten zu lassen und auf substantielle Träger komplett zu verzichten? Wenn man im Gegensatz zur Substanz ein geistiges Konzept nennen möchte, so wäre es zumindest denkbar. Dies wäre dann möglich, wenn man sämtliche Schulden nur in unseren Köpfen „notieren“ würde, wenn man die Gelddefinition also nicht an eine anonymisierte Weitergabe von umlauffähig gemachter Schuld knüpfen möchte. Ansonsten muss man die Frage verneinen und Geld immer auch an gewisse Substanzen knüpfen, also an einen gesellschaftlich anerkannten Geldstoff binden. Simmel meinte dazu: „Gewiß muß auch dieser Wert des Geldes einen Träger haben; aber das Entscheidende ist, daß er nicht mehr aus seinem Träger quillt, sondern umgekehrt der Träger das ganz Sekundäre ist, auf dessen an sich seiende Beschaffenheit es nur noch aus technischen, jenseits des Wertempfindens liegenden Gründen kommt.“¹⁵⁹ Was dann de facto als dieser Geldstoff fungiert, ist nebensächlich. Die technischen Gründe könnten etwa sein, dass es weniger Energie braucht, verschlüsselte, knapp gehaltene Datensätze über weite Distanzen zu übermitteln, als schwere Goldstücke.

¹⁵⁸ (Simmel, 1989 S. 234)

¹⁵⁹ (Simmel, 1989 S. 253)

1.4.3 Wie kommt Geld in Umlauf?

Wir haben gesehen, dass es immer auch gesellschaftlich anerkannt sein muss, wie der Geldstoff, der die Zahlen repräsentiert, in Umlauf kommt. Wenn wir die Identität des Geldes voraussetzen und als Geld das Giralgeld der Banken ansehen, so kann man sagen, dass dieses heute am meisten zu Zahlungen verwendet wird. Doch wer produziert diese Geldeinheiten? Wo entstehen sie zunächst, um dann den Menschen bei in der Verteilung ihres Produzierten zu dienen? Anders formuliert: Welche Institutionen sind heute für die Ausgabe des Geldstoffs verantwortlich?

„Heute sind die eigentlichen Produzenten des Geldes nicht die Zentralbanken, sondern die Geschäftsbanken.“¹⁶⁰ Das Geldmaterial, an welches der Geldgedanke sich bindet, sind heute zumeist verschlüsselte, elektronische Daten in einem Computer, welche über den Bildschirm sichtbar sind. Doch nach welchen gesellschaftlichen Regeln wird dieser Geldstoff gehandhabt? Giralgeld kommt, laut Keynes, folgendermaßen in Umlauf: „[A] bank creates claims against itself for the delivery of money[...]“¹⁶¹ Diese Forderung gegen sich selber wird buchhalterisch wie folgt vorgenommen: Auf der Aktiv-Seite steht eine Forderung an einen Wirtschaftsteilnehmer. Auf der Passiv-Seite wiederum steht die Verbindlichkeit der Bank, Geld zu liefern. Wenn man annimmt, dass die Wirtschaftsgemeinschaft sich Giralgeld als allgemeines Zahlungsmittel faktisch einigt, so kann man sagen, die Bank schaffe durch diesen Buchungssatz Geld. Hier sieht man den Buchungssatz bei einem Beispiel von 1000 Euro:

A-Bank			
Aktiva		Passiva	
1.000	Kredit an K1 (LZ 5 Jahre; 5%)	SE K1 (tägl. fällig; 0%)	1.000

Abb. 3 - Geldschöpfung durch Buchungsvorgang, K1...Kreditnehmer, SE...Sichteinlage, LZ...Laufzeit (Bundesbank, 2010 S. 69)

Die Bank braucht dazu keine eigenen Einlagen. Sie schreibt das Geld dem Konto des Kreditnehmers gut. Dieses steht für sie auf der Passivseite der Bilanz als Sichteinlage. Als Gegenbuchung schreibt sie eben diesen Kredit mit dem selben Zahlenwert in ihre Vermögensseite (=Aktiva). Nach Ablauf der Kreditfrist von fünf Jahren muss der Kreditnehmer, auch wenn er das Geld nie verwendet hat, die im Kreditakt entstandenen 1000

¹⁶⁰ (Binswanger, 2009 S. 116)

¹⁶¹ (Keynes, 1971 S. 20)

Euro zurückzahlen, welche einfach wieder ausgebucht werden. Zusätzlich zur Kreditsumme hat er Zinsen zu zahlen. Insgesamt muss er 1276,28 Euro zurückzahlen, wegen der 276,28 Euro Zinseszinsen von fünf Prozent pro Jahr in unserem Beispiel. Diese müssen vor Ablauf der Rückzahlungsfrist durch einen erneuten Kreditvorgang geschaffen worden sein, entweder durch neuerliche Kreditaufnahme des Kreditnehmers selber oder eines anderen Wirtschaftsteilnehmers. An diesem Punkt muss daran erinnert werden, dass durch Arbeit oder Wertschöpfung kein Giralgeld oder keine Banknoten entstehen können. Denn Wert ist nicht Geld. Der Kreditnehmer kann sich zwar die Zinsen „erarbeiten“. Er bekommt sie dann jedoch nur durch einen anderen Wirtschaftsteilnehmer überwiesen. Entstanden sind sie nicht bei diesem Wirtschaftsteilnehmer sondern wiederum bei der einzigen Quelle des Geldes: Einer Bank. Die Zinsen wandern dann (abzüglich etwaiger Zinszahlungen der Bank für die positive Sichteinlage des Kreditnehmers) in den Zinsertrag der Bank und können auf längere Sicht als Gewinn an die Eigentümer ausgeschüttet werden.

Dieser Prozess kann theoretisch unendlich fortgeführt werden, denn Buchungssätze können materiell gesehen fast nicht knapp werden (außer sie sind begrenzt durch die Rechnerleistung der Bankcomputer oder die mögliche Stromproduktion). „In diesem Sinne ist die Kredit- und Geldschöpfung ein selbst-referentieller Prozess, der im Prinzip – unter Einbezug der Refinanzierungsmöglichkeiten bei der Zentralbank – unendlich weitergehen kann und weitergeht. Weil die Kredite entweder revolviert werden oder neue Kredite die alten ablösen, wächst die Geldmenge im historischen Prozess unaufhörlich von Periode zu Periode!“¹⁶² Begrenzt wird der Prozess noch durch eventuelle gesetzliche Eigenkapital- und Mindestreservevorschriften und durch die Bewertung des zur Sicherung hinterlegten Pfandes des Kreditnehmers.

Die Geldeinheiten, mit denen wir unser Zusammenleben regeln, für die gearbeitet wird und die über Macht und Lebensbedingungen entscheiden können, werden also von Banken produziert. Diese Banken sind gewinnorientiert. „Die Banken sind Unternehmen, die – wie alle Unternehmungen – ihre Produkte im Markt verkaufen, um Gewinne zu erzielen. Auch das Geld ist ein solches Marktprodukt. Auch mit der Produktion von Geld werden Gewinne erzielt.“¹⁶³ Dies ist vor allem dahingehend interessant, als dass das Ziel jeglicher moderner Unternehmen die Gewinnorientierung sein muss, wenn sie nicht bankrott gehen wollen. Sie

¹⁶² (Binswanger, 2009 S. 124)

¹⁶³ (Binswanger, 2009 S. 117)

müssen zumindest soviel Geldeinkommen erwirtschaften, dass die Kreditzinsen gedeckt sind und zukünftige Produktionen gesichert sind.

„Der Anfang und das Ende der Unternehmung ist Geld, ebenso der Erfolg, der sich im Gewinn manifestiert. Daher haben die realen Prozesse, die sich innerhalb der Unternehmung abspielen, für die Geschäftspolitik der Unternehmung nur insofern Bedeutung, als sie sich in der Geldrechnung niederschlagen.“¹⁶⁴

Damit ist jeder Geldschein ursprünglich ein Schuldschein, der aus einem Kreditakt eines Wirtschaftsteilnehmers stammt. Die gesamten Geldguthaben und Banknoten repräsentieren eine Schuld der Nicht-Banken gegenüber dem Bankensystem, die verzinst zurückgezahlt werden muss.

1.4.4 Der Debitismus

Die Unterscheidung zwischen Warengeld und Schuldgeld bringt dann unter anderem Martin dazu, Wirtschaftstheorie komplett neu überdenken zu wollen. Ausgehend von den Schulden möchte er eine Wirtschaftstheorie aufstellen, die erklären soll, „[...] wie Wirtschaft wirklich funktioniert.“¹⁶⁵ Einerseits sieht er die Schuld auf rein personenbezogener Ebene. Jeder Mensch müsse sich erhalten, er habe also alleine daraus schon eine Schuld gegenüber sich selber. Auf der Aktivseite eines jeden Menschen stehe seine Lebenskraft, mittels derer arbeiten kann. Die Passivseite sei die Schulden eines jeden Menschen, also die „[...] Ausgaben für Nahrung, Wohnung, Kleidung usw., alles abgezinst auf die Gegenwart.“¹⁶⁶ Damit gibt Martin der Marxschen Theorie ein modernes Antlitz. Bei Marx war es noch der freie Arbeiter, der im Eigentum seiner Ware, der menschlichen Arbeitskraft war. Marx schreibt:

„Damit ihr Besitzer sie als Ware verkaufe, muß er über sie verfügen können, also freier Eigentümer seines Arbeitsvermögens, seiner Person sein.[...] Er und der Geldbesitzer begegnen sich auf dem Markt und treten in Verhältnis zueinander als ebenbürtige Warenbesitzer, nur dadurch unterschieden, daß der eine Käufer, der andre Verkäufer, beide also juristisch gleiche Personen sind. Die Fortdauer dieses Verhältnisses

¹⁶⁴ (Binswanger, 2009 S. 78)

¹⁶⁵ (Martin, 1986 S. 16)

¹⁶⁶ (Martin, 1986 S. 93)

erheischt, daß der Eigentümer der Arbeitskraft sie stets nur für bestimmte Zeit verkaufe, denn verkauft er sie in Bausch und Bogen, ein für allemal, so verkauft er sich selbst, verwandelt sich aus einem Freien in einen Sklaven, aus einem Warenbesitzer in eine Ware.“¹⁶⁷

Damit Kapitalismus bei Marx funktioniert, müssen die Arbeiter frei sein und ihre Arbeitskraft verkaufen. Sonst handelt es sich um eine Sklavengesellschaft.

Bei Martin ist der Arbeiter zwar auch in Besitz seiner Ware Arbeitskraft, aber die hat er nur über seine „Urschuld“¹⁶⁸ erlangt. Martin ändert diese Freiheit insofern ab, als dass die Arbeiter nur im Rahmen ihrer Schulden agieren können und müssen. Die Urschuld gelte es abzuarbeiten und das sei das Grundprinzip des Wirtschaftens. Die Personen sind also bei Martin nur dahingehend frei, als dass sie gleichzeitig immer schon verschuldet sind und damit auch in ihrer Freiheit begrenzt. Die Schulden, die sich auch im Geldsystem manifestieren, definieren nun den Kapitalismus. Martin vergleicht diesen mit einem Kettenbriefsystem, weil bei ihm auf Schulden automatisch auch Zinsen anfallen müssen. „Alles in der Wirtschaft ist *vorfinanziert*.[...] Was aber ewig fehlt, sind die *Kosten* dieser Vorfinanzierung.“¹⁶⁹ Alles Wirtschaften beruhe nur darauf, die Schulden plus die Zinsen wieder hereinzuarbeiten. Diese müssten jedoch von anderen Wirtschaftsteilnehmern stammen, welche sie ebenfalls nur vorfinanziert erhalten könnten. So könne der Kapitalismus nur funktionieren, wenn die Schulden insgesamt immer mehr anstiegen. „Der Kapitalismus kann nur existieren, wenn spätere Schuldner früheren Schuldnern helfen.“¹⁷⁰ Der einzige Zweck des Wirtschaftens wäre es, spätere Schuldner zu finden, die einem helfen würden, die eigenen Schulden zu begleichen. Damit kann er auch klar zwischen Tauschen und Kaufen unterscheiden. Kaufen ist für ihn dadurch definiert, dass irgendwo mehr Schulden gemacht werden müssen. Jeder Tausch wäre nur ein Nullsummenspiel und könnte keinen aus seiner Schuld befreien. Wenn jedoch der Kauf durch zusätzlichen Kredit finanziert wird, so entsteht neues Geld und der Verkäufer kann wiederum seine Schulden rückzahlen.¹⁷¹ Geld als solches würde nicht existieren, es wäre keine Sache nach der man gemäß des Sachenrechts hantieren könne – deshalb gebe es auch keine Geldmenge – , sondern eben eine Schuld. Es sei kein Zufall, dass Banknoten wie Schuldscheine aussehen (Nummerierung, Ort, Datum und Unterschriften),

¹⁶⁷ (Marx, 1984 S. 182)

¹⁶⁸ (Martin, 1986 S. 94)

¹⁶⁹ (Martin, 1986 S. 45)

¹⁷⁰ (Martin, 1986 S. 43)

¹⁷¹ Vgl. (Martin, 1986 S. 72)

denn sie seien de facto welche der Notenbank, wie man aus folgender schematischen Bilanz herauslesen kann:

Aktivseite	Passivseite
Gold	Banknoten
Forderungen:	
- ans Ausland (Devisen)	
○ Firmen (Wechsel)	
○ Staaten, intern. Organisationen	
- ans Inland	
○ Firmen (Wechsel)	
○ Staat	

Tabelle 1 - Schematische Bilanz einer Notenbank, eigene Darstellung nach (Martin, 1986 S. 65)

Die Banknoten, die im Umlauf sind, stellen also nur eine Schuld der Notenbank dar, die wiederum nur durch Forderungen (und Gold, wobei Martin sagen würde, dass dieses auch vorfinanziert, also auf Schulden basierend wäre) auf der Aktivseite, also wiederum nur durch Schulden anderer, „gedeckt“ sind. Martin entwirft damit, ausgehend von der Erkenntnis, dass Geld nur eine Schuld darstellt, ein komplettes Erklärungsmodell des Kapitalismus.

Nun kann man den Debitismus auch kritisieren. Bei Schulden verhält es sich normalerweise so, dass man sie auch irgendwann einmal zurückzahlen kann. Der Begriff Schulden macht nur dann Sinn, wenn man auch schuldenfrei sein kann, also auch Guthaben hat. Wie man jedoch seine Urschuld tilgen könnte, lässt Martin offen. Er behauptet, Schulden kann man nur durch die Schulden anderer tilgen. Dies bedeutet, Schulden könnten niemals komplett getilgt werden. Im derzeitigen Geldsystem, wo ein Geldschein nichts anderes als ein Schuldschein darstellt, stimmt das eventuell. Jedoch gibt es erstens noch so etwas wie Schuldenerlass, wobei Schulden einfach erlassen werden und sich die zunächst eingegangene Schuld in ein nachträglich umgewidmetes Geschenk verwandeln. Generell kann man, wenn man von Geschenken spricht, nicht von Schuld sprechen. Geschenke sind gerade dadurch definiert, dass man keine Gegenleistung erwartet, der andere sich beim Nehmen also nicht verschulden muss. Bezüglich der Urschuld heißt das: Die Natur schenkt uns das Leben, unsere Verwandten ziehen uns auf und schenken uns die dazu notwendigen Güter. Ein Geschenk ist eine Gabe, bei der keine zusätzliche Schuld entsteht. Weiters ist auch ein Geldsystem denkbar, das nicht auf Schulden aufbaut. Gerade die Idee des Warengeldes repräsentiert einen solchen Vorschlag, bei dem Geld eben aus Produktion entsteht und nicht aus einer Schuld.

Dennoch bietet Martins Theorie eine interessante Perspektive auf unser derzeitiges Wirtschaftssystem, bei der das Geld in der Tat nur durch Schulden in Umlauf kommt und bei dem die Zinsen zurückgezahlt werden muss durch ebenfalls mittels Schuld in Umlauf gekommenes Geld. In diesem Punkt hatte Martin also Recht: Dass Wirtschaften, wenn es im heutigen System auf Geld bezogen ist, immer der Versuch sein muss, Nachschuldner zu finden.

1.5 Geld und Macht

Das Problem des Geldes ist auch eines, das mit Fairness und Macht verbunden ist. Zunächst werden hier die Bedingungen für eine Machtausübung des Geldes diskutiert. Dann soll gezeigt werden, wie diese Macht sich direkt äußert und zeigt. Wenn wir uns im vorherigen Kapitel mit ökonomischen Fragen beschäftigten, so folgt nun ein politischer Teil. Schon erwähnt wurde das Problem der Gegenseitigkeit, das ich hier genauer vorstellen möchte.

1.5.1 Das Problem der Gegenseitigkeit

„Keiner will und kann nur geben, und kein Mensch will immer nur nehmen. Wer geben könnte, aber nur nimmt, macht sich schuldig und vergeht sich gegen die Gemeinschaft. Wer nur gibt, aber nicht auch nimmt, kann nicht überleben, denn er ist auf das Nehmen angewiesen; außerdem hindert er andere, auch zu nehmen.“¹⁷²

Dietz beschreibt, dass Gemeinschaften und Menschen vom Geben und vom Nehmen leben. Beinahe jeder von uns ist darauf angewiesen, dass er etwas von der Gesellschaft bekommt. Gleichzeitig sind andere darauf angewiesen, dass sie etwas von uns bekommen. Selbst in kleinen, autarken, agrarischen Gesellschaften sind die einzelnen Höfe immer auch eine kleine Gemeinschaft, wo genommen und gegeben wird. In der heute globalen Weltgemeinschaft ist das noch verstärkt so. Heute produziert fast niemand mehr für sich, sondern nur für andere. Jeder ist nur noch Warenproduzent. „Die Ware wird für den Markt erzeugt und kann nur als Tauschgegenstand ihrem Erzeuger nützlich werden.“¹⁷³ - so beschreibt es Gesell. Um Geben und Nehmen gleich im Vollzug auszugleichen, soll das Geld seine Dienste leisten. Dietz sieht es als einen großen Verdienst des Geldes, diesen Austausch und dieses direkte Ausgleichen zu ermöglichen. Damit werde verhindert, dass man sich verschuldet. „Man leistet, weil eine

¹⁷² (Dietz, 2011 S. 32 f.)

¹⁷³ (Gesell, 2004 S. 166)

Gegenleistung stattfindet. Man nimmt, weil man etwas hat, das man geben kann. Leistungen fließen. Schuld wird vermieden.“¹⁷⁴ Der Rubel muss rollen. Geld brauchen wir nicht, wenn etwas hergeschenkt wird. Auch bei einem Diebstahl, also einem unfreiwilligen Geben wird kein Geld als Ausgleich verwendet. Nur wenn ein gegenseitiger Tausch stattfinden soll, kommt Geld ins Spiel.

Auch Aristoteles beschreibt den ethischen Zusammenhang, der mit dem Ausgleichen von Geben und Nehmen verbunden ist:

„Die Begriffe Schaden und Gewinn stammen aus dem freiwilligen Verkehr. Denn mehr zu haben, als einem zukommt, heißt Gewinn machen, und weniger zu haben, als man am Anfang besaß, heißt Schaden erleiden, etwa bei Kauf und Verkauf und was das Gesetz sonst erlaubt. Wenn aber weder mehr noch weniger eingenommen wird, sondern Gleiches um Gleiches, so sagt man, man erhalte das Seinige und habe weder Schaden noch Gewinn. Also ist dieses Gerechte eine Mitte zwischen Gewinn und Schaden in den unfreiwilligen Verhältnissen und so, daß man das Gleiche nachher hat, wie man es zuvor hatte.“¹⁷⁵

Es ist kein Zufall, dass Aristoteles seinen Geldbegriff in einem ethischen Werk beschreibt. Er erklärt damit den Gewinn oder den Verlust zu moralischen Kategorien. Geld soll damit, ebenfalls als eine solche Kategorie verstanden, zu einem guten Leben beitragen können.

Nun stimmt es vielleicht, dass Geld diese Funktionen erfüllen könnte. Es wird die Möglichkeit geschaffen, durch eine Geldgesellschaft auszugleichen und Schuld zu verhindern. Das Geld sind die von Menschen geschaffenen Einheiten, mittels derer der kollektive Austausch durchgeführt werden soll. Auch wenn Geld das möglicherweise bewerkstelligen kann, so ist es dennoch oft mit Problemen verbunden.

Erstens, das haben wir beim Wert gesehen, ist es nicht ganz einfach, Werte zu vergleichen. Wie bewertet man Gegenstände und Dienstleistungen, wenn es keinen neutralen Wertmaßstab gibt? Es ist ja gerade dies das Problem, das sich gesellschaftlich und historisch in der Arbeiterbewegung und in der Bildung von Gewerkschaften manifestiert hat. Zweitens ist heutzutage beinahe sämtliches Geld Schuldgeld und daher schon vorbelastet. Das Verwenden eines Geldscheines ist schon die Verwendung eines Schuldscheines. Dies haben wir im

¹⁷⁴ (Dietz, 2011 S. 38)

¹⁷⁵ (Aristoteles, 2007 S. 205)

Kapitel über Warengeld und Schuldgeld gesehen.¹⁷⁶ Mit einem schon auf Schulden basierenden Geld kann man jedoch nicht ausgleichen. Drittens haben wir bei Gesell gesehen, dass die Grundlage vielen Wirtschaftens ein Hang zum Ausbeuten des Anderen ist. Moderne Wirtschaftswissenschaftler gehen sogar davon aus, dass der Mensch ein homo oeconomicus ist und nur auf seine eigene Nutzenmaximierung sich ausrichtet, was eben nicht meint, dass er ausgleichen sondern eher den Verhandlungspartner über den sprichwörtlichen Tisch ziehen möchte. Die Geldsystemverfassung alleine kann diese Tendenz zwar eventuell hindern oder auch verstärken, aber schwer von sich aus abschaffen.

Ich habe das Problem des gerechten Austauschs das „Problem der Gegenseitigkeit“ genannt.¹⁷⁷ Denn wenn wir etwas kaufen, glauben wir zunächst, wir bezahlen den Gegenstand. Ein Gegenstand, eine Sache, kann jedoch weder Geld besitzen, noch verwenden. Im eigentlichen Sinne bezahlen wir mit Geld immer nur den Eigentümer des Gegenstandes. Es sind nicht die Gegenstände, die etwas kosten, sondern es ist der Transfer des Eigentums an diesem Gegenstand, den wir dem Halter des Titels entgelten müssen. Geld fließt in Leistungen anderer Menschen und nicht in die Natur. Es ist eben Nomisma.¹⁷⁸ Man kann nur andere Menschen bezahlen. Es ist deshalb auch verkehrt, im Zusammenhang mit Marktmechanismen über die Natur zu sprechen, wie es manche moderne Vertreter der Österreichischen Schule fälschlicherweise tun.¹⁷⁹ Knappheiten sind in diesem ökonomischen Sinne immer nur Knappheiten von Eigentumstiteln und keine an natürlichen Ressourcen. Das Problem der Gegenseitigkeit besteht darin, wie wir die fiktiven Einheiten so aufstellen können, dass sie ehrlich und ethisch korrekt ein Ausgleichen ermöglichen und oben genannte Probleme der Verschuldung beseitigen.

1.5.2 Die Macht des Geldgedankens

Was ist die Macht des Geldes? Kann Geld mächtig sein? Wenn man Geld als Gedanke auffasst, so könnte man diese Frage mit „Ja“ beantworten. Der Geldgedanke, die Geldrechnung hat deshalb große Macht, weil sie weltweit in die Handlungen der Menschen eingreift. Doch mit der Macht des Geldes ist es so wie mit jeder Herrschaftsform. Sie beruht auf kollektiver Anerkennung. Sobald diese wegfällt, verschwindet auch die Macht. Hannah Arendt hat die Unterschiede zwischen Macht, Gewalt und Autorität herausgearbeitet. Macht ist für sie ein kollektiver Begriff. „Über Macht verfügt niemals ein Einzelner; sie ist im Besitz

¹⁷⁶ Vgl. Kapitel 1.4.1

¹⁷⁷ Vgl. (Siebert, 2011 a)

¹⁷⁸ Vgl. (Aristoteles, 2007 S. 209)

¹⁷⁹ Vgl. z.B.: (Janich, 2011 S. 241)

einer Gruppe und bleibt nur solange existent, als die Gruppe zusammenhält.“¹⁸⁰ Man kann Macht von Gewalt unterscheiden. Gewalt muss sich der Gewaltmittel bedienen. Sie entspricht am ehesten der Krafteinwirkung, also der tatsächlich physischen Veränderung anderer Personen.¹⁸¹ Macht und Gewalt können gemeinsam auftreten, aber: „Wo Befehlen nicht mehr gehorcht wird, sind Gewaltmittel zwecklos.“¹⁸² Kein Gewehr nutzt mehr etwas, wenn derjenige, der abdrücken sollte, es einfach nicht tut, weil er den Befehl verweigert. Macht gehört zu organisierten Gemeinwesen zwingend dazu. Gewalt muss jedoch nicht vorkommen. Die Macht ist Zweck an sich, Gewalt ist Mittel zum Zweck.¹⁸³ Zu unterscheiden davon ist außerdem noch die Autorität.

„Ihr Kennzeichen ist die fraglose Anerkennung seitens derer, denen Gehorsam abverlangt wird; sie bedarf weder des Zwanges noch der Überredung.[...] Ihr gefährlichster Gegner ist nicht Feindschaft sondern Verachtung, und was sie am sichersten unterminiert, ist das Lachen[.]“¹⁸⁴

In der Systematik von Hannah Arendt verbleibend kann bezüglich des Geldes also gesagt werden: Der Geldgedanke hat Autorität. Er wird von den meisten Menschen als gegeben hingenommen und nicht hinterfragt. Menschen nehmen Geld für ihre Leistung meist zwanglos entgegen. Ihnen fällt oft sogar nicht einmal auf, dass sie etwas anderes verlangen könnten. Selbstredend ist die Höhe der Geldsumme oft Verhandlungsgegenstand. Jedoch die Bezahlung in Geldeinheiten an sich steht nur selten zur Debatte. Diese Autorität des Geldes äußert sich kollektiv in der Macht des Geldes. Der kollektive Geldgedanke herrscht mittels seiner unhinterfragten Autorität. Dort, wo diese Macht verlorenzugehen droht, wird dann auch zur Gewalt zurückgegriffen. „Politisch ist ausschlaggebend, daß *Machtverlust* sehr viel eher als Ohnmacht zur Gewalt verführt, als könne diese die verlorene Macht ersetzen[...]“¹⁸⁵ Wenn die kollektive Macht des Geldes nicht mehr anerkannt wird, so ist der Schritt zur Gewalt oft nicht weit.

„Durch alle diese Verkleidungen und Gewaltmetamorphosen hindurch herrscht aber auf unserem Planeten eine Macht im strikten Wortsinn, eine Denkform, die ihre Souveränität aus der Unterwerfung unter eine Fiktion

¹⁸⁰ (Arendt, 2011 S. 45)

¹⁸¹ (Arendt, 2011 S. 46 f.)

¹⁸² (Arendt, 2011 S. 50)

¹⁸³ (Arendt, 2011 S. 52)

¹⁸⁴ (Arendt, 2011 S. 46 f.)

¹⁸⁵ (Arendt, 2011 S. 55)

gewinnt: Es sind die Denkformen des Geldsubjekts, die immer mehr Köpfe verhexen.“¹⁸⁶

Das Geld übt also über die kollektive Anerkennung seiner Autorität Macht aus, welche sich auch in Gewalt äußern kann. Gleichzeitig steckt in dieser Struktur auch der Hinweis darauf, wie die Macht des Geldes auch zu brechen wäre. Man müsste die Autorität des Geldes hinterfragen. Die Selbstverständlichkeit des Geldgebrauchs müsste aufhören, und das kollektiv. Um die Autorität zu unterminieren, kann man sich darüber lustig machen. Nach Arendt wäre die Verachtung und das Verspotten der erste Schritt, um die Geldmacht zu brechen. Die Macht des Geldes endet dann jedoch faktisch dort, wo man nicht mehr kaufen kann. Diejenigen Gegenstände und Tätigkeiten, die nicht gegen Geld zu kaufen sind, repräsentieren die Grenzen der Machteinwirkung des Geldesgedankens. Das bedeutet jedoch umgekehrt: Wenn Gegenstände kaufbar und in Geld bewertbar gemacht werden, so beginnt auch das Geld seine Autorität dorthin zu vergrößern. Als Beispiel kann der Emissionsrechtehandel genannt werden. Dadurch, dass man sich das Recht zur Luftverschmutzung kaufen kann, wird auf einmal ebenfalls die Natur der Geldmacht und seiner Systematik unterworfen. Die Gewinnmaximierung verlängert damit ihren Arm auf vormals nicht überwindbare Schranken. Die demokratische Macht der gewählten Vertreter, die Verschmutzungen auch einfach verbieten könnten, schwindet und wird ersetzt durch die Macht privater, nur sich selbst ethisch verpflichteter Geldbesitzer und Geldschöpfer. Der erste Schritt ist hierbei meist die Setzung von Eigentum. Indem man ein Stück Natur einem Eigentümer zuschreibt, wird dieses auch verkaufbar und gegen Geld handelbar. Gleichzeitig anerkennt man mit der Eigentümerstruktur auch die Macht der Gewalt. Denn Eigentum bedeutet immer, dass man andere mittels der Staatsgewalt von der Nutzung ausschließen kann.

Verlässt man die Arendtsche Struktur der Macht, so kann man das Geld auch als Machtmittel sehen, als Mittel dafür, Macht durchzusetzen:

„Geld als Machtmittel bewirkt eine Güterverteilung, die nicht durch natürliche Dringlichkeit der Bedürfnisse bestimmt wird, sondern durch die kaufkräftigste Nachfrage. So kann bei einem für den Bedarf völlig ausreichenden Gütervorrat eine soziale Güterknappheit entstehen.“¹⁸⁷

¹⁸⁶ (Brodbeck, 2009 S. 1132)

¹⁸⁷ (Gerloff, 1952 S. 134)

Das ist auch der Unterschied zu frühen Krisen. Früher wurde Ernteausfälle, die meistens wetterbedingt waren und zu Hungersnöten führten, Krisen genannt. Heutzutage wird auch von Krisen gesprochen, obwohl die Regale der Handelsketten zum Bersten voll sind. Hier äußert sich das Machtmittel Geld, das als ultimatives Verteilungssystem regelt, wer etwas bekommt und wer nicht. Man darf dabei eben nicht Bedarf und Nachfrage verwechseln.

„Bedarf an Waren haben viele "Bedürftige", Nachfrage nach Waren hält nur der, der Geld für die Waren anbietet. Den Bedarf an Waren drückt man mit Bitten, Betteln und Bittschriften aus, die Nachfrage nach Waren durch Aufschlagen der harten Taler auf den Ladentisch.“¹⁸⁸

Die Güterverteilung in einer Geldökonomie wird eben nicht durch Bedürfnisse bestimmt, sondern durch Zahlungsfähigkeit. Wer also über die Zahlungsfähigkeit der Menschen entscheidet, der kann auch über Verteilung und Produktion entscheiden. Bedürftig wären viele. Aber durch das Problem der Gegenseitigkeit müssten sie auch etwas anbieten können. Und das muss meist Geld sein.

1.5.3 Die Macht der Gelddenker oder: Die Macht über die Gelddenker

Silvio Gesell beschreibt das Problem der Gegenseitigkeit und den damit zusammenhängenden Machtgedanken in folgenden Worten:

„Wenn ein Mensch irgend einen Gegenstand braucht und haben will, und es trifft sich, daß der gesuchte Gegenstand im Besitze anderer, und sonst nicht zu haben ist, so wird er sich in der Regel genötigt sehen, etwas von seiner Habe anzubieten, um den Besitzer der gesuchten Sache zu veranlassen, ihm das, was er braucht, abzutreten. Er wird also den Gegenstand durch Tausch an sich bringen. Und selbst dann wird er das tun müssen, wenn dem anderen der gesuchte Gegenstand nutzlos ist. Es genügt, wenn der Eigentümer weiß, daß der andere den Gegenstand braucht oder gar haben muß, dann gibt er ihn sicher nicht umsonst, ja, in vielen Fällen wird es vorkommen, daß jemand eine Sache nur darum aufhebt und in Besitz nimmt, weil er weiß, daß hinter ihm jemand folgt, der die Sache nützlich verwenden kann. Und je dringender dieser andere

¹⁸⁸ (Gesell, 2004 S. 165)

den Gegenstand braucht, um so höher wird der Besitzer seine Forderung schrauben.“¹⁸⁹

Hierbei sieht man den oft unbeachteten Machtgedanken hinter dem als selbstverständlich erscheinenden Wirtschaftsablauf. Die ganze Rede von Angebot und Nachfrage, von Knappheiten und von Marktgleichgewichten kann nur funktionieren, wenn man einen homo oeconomicus voraussetzt, wie er oben beschrieben wird. Er möchte mehr. Er nützt aus, er behält sich Dinge nur, weil sie jemand anderer brauchen könnte. Der Bäcker produziert eben nicht, so die Annahme, um dem Gemeinwohl zu dienen sondern weil er selber mehr erlangen möchte - die unsichtbare Hand regelt alles andere.¹⁹⁰

Damit wird jedoch nicht (nur) beschrieben, sondern normiert. Man erstellt ein Modell für Menschen und Menschen sollen sich demnach ausrichten. Hier geschieht das, was ich schon im Kapitel über Geld und Erkenntnis beschrieben habe. Die Wirtschaftswissenschaftler nehmen den geizigen, gierigen, auf seinem Eigentum beharrenden Menschen an und schaffen ihn gerade dadurch. Indem die darauf aufbauenden Theorien dieses Grundaxiom wiederholen und ebenfalls als gegeben annehmen, bauen sie eine ihm entsprechende Wirklichkeit. Der Gedanke wird so oft wiederholt, bis er geglaubt und nicht mehr hinterfragt wird – er wird zur Autorität im Arendtschen Sinne. So kann man dann einen Grundgedanken – eine Annahme – implizit dort antreffen, wo man sie zunächst gar nicht vermutet hätte. Zum Beispiel bei Luhmann, wenn er folgendes über Geld als Medium schreibt.

„Zunächst einmal ist zu fragen, wie wir dazu kommen, dass jemand, den ich gar nicht kenne, mir etwas gibt, mir hilft oder mir Dienste leistet. Die Antwort ist natürlich: wenn ich bezahle. Wenn bezahlt wird, kann man über riesige Felder von ökonomischen Sachverhalten Transaktionen herstellen.“¹⁹¹

Hier wird schon ein homo oeconomicus unterstellt.¹⁹² Alleine die Fragestellung ist vom Glauben ausgehend formuliert, Fremde seien nicht hilfsbereit oder gäben nicht gerne. Eine Fragestellung provoziert damit suggestiv ein Gedankengebäude, von dem ausgehend Handlungsempfehlungen gegeben werden. Selbstverständlich können Menschen beides sein: hilfsbereit oder geizig, freizügig oder sparsam. Es stellt sich die Frage, ob nicht die Annahme

¹⁸⁹ (Gesell, 2004 S. 129 f.)

¹⁹⁰ Vgl. (Smith, 2005 S. 98 u. S. 467)

¹⁹¹ (Luhmann, 2005 S. 154)

¹⁹² Vgl. (Siebert, 2011 S. 73)

eines einseitig betonenden Menschenbildes und den darauf aufbauenden Theoriengebäuden auch einseitige Gedanken schafft, die wiederum durch den Einfluss der Wissenschaft auf Politiker und damit auf die Gesetze, die notfalls mittels Gewalt vollzogen werden, dadurch Realitäten schafft, welche totalitäre Ausmaße annehmen können. Damit werden mit wirtschaftlichen Theorien Menschen nicht beschrieben, sondern gelenkt. Das Objekt Gesellschaft ist eben nicht unabhängig von dessen Beschreibung. „Economics claimed only to describe this object, but in fact it participated in producing it.“¹⁹³ Die Wirklichkeitsschaffung ökonomischer Theorien wird dadurch augenscheinlich, dass Wirtschaftswissenschaftler Politiker und damit Gesetzgeber beraten. Die Gesetze der Gesellschaften, die uniformes Verhalten normieren und davon abweichendes per Staatsgewalt sanktionieren, werden durch die ökonomisch-theoretischen Denkmuster direkt beeinflusst. Wenn dies dann noch durch die Macht des Glaubens an wissenschaftliche Autoritäten und durch symbolische Leistungen wie Nobelpreisverleihungen unterstützt wird, so ist das System komplettiert und dem Geldgedanken und der weltweiten Anerkennung der Macht desselben steht nichts mehr im Wege. Das sieht man zum Beispiel am Einfluss der Wirtschaftswissenschaftler der Mont Pèlerin Society auf die weltweite Politik, wodurch die globale Akzeptanz geldwirtschaftlichen Gedankenguts zumindest stark beeinflusst, wenn nicht gar ausgelöst wurde.¹⁹⁴

Die genauen Funktionsweisen des Geldsystems wiederum sind erstaunlich wenig bekannt. Kann man hier eine Auswirkung der Geldmacht über diejenigen, die über Wirtschaft nachdenken, erkennen? Zarlenga beschreibt, dass der Zusammenhang von Macht und Geld dazu geführt habe, dass eine regelrechte Zensur in der Geldtheorie vor sich ging.

„Gerade weil monetäre Systeme sich so hervorragend zur Ausübung von Macht eignen, schützen diejenigen, die diese Systeme beherrschen, in der Regel ihre daraus resultierenden Privilegien durch Verhüllung und Verfälschung monetärer Begriffe.[...] Diese seit Jahrhunderten angewandte Begriffsvernebelung hat zum Verlust zahlreicher grundlegender Kenntnisse der Geldlehre geführt, so wie etwa auch verschiedene Künste und Wissenschaften im »finsternen Mittelalter« verloren gingen.“¹⁹⁵

¹⁹³ (Mirowski, et al., 2009 S. 389)

¹⁹⁴ Vgl. (Mirowski, et al., 2009 S. 281 ff. u. 386 ff.)

¹⁹⁵ (Zarlenga, 2008 S. 15)

So beschreibt er weiters, wie durch Veränderungen der Begrifflichkeiten eine Zensur im monetären Denken stattfand.¹⁹⁶ Dies äußert sich auch dadurch, dass weder an Schulen, noch an Universitäten die Funktionsweisen des Geldsystems gelehrt werden. Bekannt müsste die Art, wie Fiat-Geld entsteht, schon lange sein. Schumpeter zum Beispiel wusste, wie Banken Geld in Umlauf bringen. Er wusste jedoch auch, dass viele Wirtschaftswissenschaftler es nicht wussten.¹⁹⁷

„[...]Die Fakten der Kreditschöpfung – wenigstens der Kreditschöpfung in Form von Banknoten – mußten jedem Wirtschaftswissenschaftler längst vertraut sein.[...]Weiterhin hatten viele Ökonomen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts klare, wenn auch gelegentlich übertriebene Vorstellungen von der Kreditschöpfung und ihrer Bedeutung für die industrielle Entwicklung gehabt. Und diese Vorstellungen waren keineswegs völlig verschwunden.“¹⁹⁸

Und doch sind sie bis heute nicht Allgemeingut. So kann es kommen, dass zwar viele Geld und sein System wie selbstverständlich verwenden, aber es gleichzeitig nicht komplett durchschauen oder wissenschaftlich beschreiben. Häring beschreibt, wie in den Zeiten des kalten Krieges jegliche links angehauchte Theorien wirtschaftlich zensiert wurden. Dies geschah beispielsweise dadurch, dass man anders gesinnten Ökonomen unterstellte, sie würden gewisse Qualitätsstandards nicht erfüllen. Wer seiner akademischen Karriere nicht schaden wollte, der ließ etwa Theorien über Verteilungsfragen besser beiseite. Aber auch andere Theorien, die man eben nicht in der herrschenden Lehre integrieren wollte, wurden totgeschwiegen. So kam es, dass Schumpeters Lehren, obwohl sie nicht als links galten, von den Lehrplänen in den 1950er Jahren verschwanden.¹⁹⁹ Ob das daran lag, dass er sich mit der Geldschöpfungsproblematik befasst hatte, darüber kann nur spekuliert werden. Was ausgeschlossen werden kann, ist, dass die Funktionsweisen des Geldsystems nicht schon lange in Büchern beschrieben wurden. Bereits in einem im Jahre 1867 erschienenen Buch kann man beispielsweise lesen:

„Die Hauptschäden der jetzigen Bankeinrichtung bestehen also [...]darin, dass die Banken den Stoff zu den Handelskrisen und zu den ewigen Produktionsschwankungen liefern, weil sie künstliche Kapitalien

¹⁹⁶ Vgl. (Zarlenga, 2008 S. 16)

¹⁹⁷ Vgl. (Schumpeter, 2007 S. 1351)

¹⁹⁸ (Schumpeter, 2007 S. 1353)

¹⁹⁹ Vgl. (Häring, 2010 S. 226)

erzeugen, ohne die Grenzen zu kennen, bis zu welchen die künstliche Kapitalerzeugung noch heilsam ist, während doch die Ueberschreitung dieser Grenzen in allen Fällen zu wirtschaftlichen Convulsionen führt. [...]Während aber die Banken einerseits die Krisen in dieser Weise erzeugen, pflegen sie andererseits, sobald sie zum Ausbruch kommen, noch wesentlich zu erschweren, [...]weil sie [...] beim Eintritt der Krisis gezwungen sind, zur Kreditverkürzung und zur Kapitalvertheuerung ihre Zuflucht zu nehmen. Hierdurch pflegen sie den Geschäftsmann zu sofortigen Zwangsverkäufen oder, mit anderen Worten, gerade zu dem zu nöthigen, wodurch die Krisen am empfindlichsten werden.“²⁰⁰

Spätestens nach diesem Buch, also spätestens nach 1870 hätten diese Lehren also schon in die Wirtschaftstheorie einfließen können. Warum dies nicht geschah, kann man eventuell an den Auswirkungen der Macht der Geldschöpfer über die Gelddenker erkennen.

1.5.4 Die Macht der Geldschöpfer

Schließlich kommt noch demjenigen, der Geldmittel anfänglich in Umlauf setzt, Macht zu. Er kann bestimmen, wer zuerst an das Zahlungsmittel gelangt. Gleich zu Beginn kann er festlegen, wohin es fließen wird und was damit zumindest anfänglich unternommen werden wird. Deshalb ist auch die Frage der Geldschöpfung eine gesellschaftlich wichtige. Wird das Geld von den demokratisch gewählten Vertretern eines dem Gemeinwohl verpflichteten Staatswesens in Umlauf gebracht, wird es dezentral durch jeden einzelnen Wirtschaftsteilnehmer oder wird es von Mitarbeitern einzelner oligopolistisch aufgestellter, profitorientierter Unternehmen geschaffen? Dies dürfte eine, wenn nicht die, zentrale Machtfrage ganzer Gesellschaften sein. Wie sich die Macht der Geldmittelschaffer äußert, beschreibt Häring:

„Auf dem Kreditmarkt gibt es immer unbefriedigte Nachfrage. Das verschafft den Anbietern eine starke Position. Sie können Kreditnachfrager normalerweise ablehnen, ohne dass sie dies mehr als triviale Summen kostet. Der Kreditsuchende dagegen kann großen Schaden erleiden.“²⁰¹

²⁰⁰ (Geyer, 1867 S. 224)

²⁰¹ (Häring, 2010 S. 14)

Es wird hier ein Machtgefälle angedeutet zwischen denen, die Kredit, also Zahlungsmittel, brauchen und jenen, die es schöpfen und vergeben können. Für Unternehmen kann es der Todesstoß sein, an keine Geldmittel mehr zu kommen und zeitweilige Zahlungsschwierigkeiten nicht überbrücken zu können. Illiquidität führt zur Liquidierung. Der kreditverweigernden Bank entgeht durch Abweisung des Kreditnehmers höchstens ein zukünftig nicht erzielbarer Zinsertrag.

Wenn man jedoch einen Kredit bekommt, so meistens nur gegenüber Sicherheiten. Eine Bank sichert sich also auf mehrfache Weise ab. Erstens kalkuliert sie Risiko in die Zinsen mit ein. Zweitens, sollte der Kredit nicht zurückgezahlt werden, kann sie in die Sicherheit des Nehmers eingreifen und das Eigentum versteigern. Diese Konditionen können Banken aufgrund ihrer Macht stellen. Weiters ist eine moralische Komponente mit der Macht der Banken verbunden. Das systematische Belügen von Kunden während der Beratung scheint hierbei nur eine Komponente zu sein. So wurden oft Aktien weiterverkauft, die intern als wertlos betrachtet wurden.²⁰² Dies ist nur ein Beispiel für das Grenzüberschreiten des geldgierigen Geldsubjekts. Ein weiteres Beispiel:

„Banken, die bei Unternehmenskäufen und Fusionen beraten, machen häufig ihr Wissen um die geplante Transaktion zu Geld, indem sie entgegen den Interessen ihrer Kunden die Aktien von deren Zielunternehmen kaufen. Dadurch machen sie selbst einen fast sicheren Gewinn, treiben aber den Kurs des Kaufziels und damit den Kaufpreis nach oben.“²⁰³

Banken sind Institutionen, bei denen Geldmittel entstehen und sich sammeln. Weiters verfügen sie über große Mengen an Informationen über ihre Kunden. Sie haben beispielsweise oft Einsicht in die Bücher ihrer Kreditnehmer und deren Konkurrenten. Wenn ein Unternehmen einen Kredit für eine geplante Investition aufnimmt, so erfährt ebenso die Bank davon. Durch die Informationen, die den Finanzinstituten zur Verfügung stehen, können sie andere übervorteilen.²⁰⁴

Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt dessen wie sich die Macht der Geldsammelstellen und – Schöpfer manifestiert und das aufgrund der heutigen Geldverfassung. Vielleicht ist diese Verwobenheit von Macht und Geld ebenfalls ein Grund für die allgemeine Unkenntnis der

²⁰² Vgl. (Häring, 2010 S. 16)

²⁰³ (Häring, 2010 S. 32)

²⁰⁴ Vgl. (Häring, 2010 S. 20)

Funktionsweise von Geldsystemen. „Einfache und klare Antworten geben zu können, welche denen, die über die Verteilung der finanziellen Mittel verfügen, nicht gegen den Strich gehen, ist dem eigenen Einfluss und der Attraktion von Forschungsgeldern zuträglicher als über grundsätzliche methodische Fragen zu diskutieren.“²⁰⁵ Man darf also getrost darüber spekulieren, ob die Macht der Geldmittelerzeuger auf die Lehrinhalte der Universitäten rückwirken, besonders wenn diese selber auf Gewinn ausgerichtet sind und außerdem durch ihre großen Vermögen selber Profiteure des herrschenden Geldsystems sind.

1.6 Geld und Haben

1.6.1 Haben oder Sein

Es war Erich Fromm, der strikt zwischen *Haben* und *Sein* als Existenzmodi unterschied. Unsere heutige Gesellschaft sei stark auf den Haben-Modus ausgerichtet. Dieser Modus orientiere sich an starren Formen. „The having mode of existence is not established by an alive, productive process between subject and object; it makes *things* of both object and subject. The relationship is one of deadness, not aliveness.“²⁰⁶ Das *Haben* provoziere eine Verdinglichung. Man kann immer nur ein Ding besitzen. Dinge jedoch seien etwas Fixiertes, etwas Abgeschlossenes oder eben etwas Totes. Diese Dinghaftigkeit sei jedoch nur eine Illusion. „Speaking of having something permanently rests upon the illusion of a permanent and indestructible substance.“²⁰⁷ Haben-wollen provoziert auch den Willen zur Macht.

„To maintain control over private property we need to use power to protect it from those who would take it from us because they, like us, can never have enough; the desire to have private property produces the desire to use violence in order to rob others in overt or covert ways. In the having mode, one's happiness lies in one's superiority over others, in one's power, and in the last analysis, in one's capacity to conquer, rob, kill.“²⁰⁸

Im Gegensatz dazu stehe der Seins-Modus, welcher sich nicht auf Dinge bezieht sondern auf Erfahrung und deshalb auch schwer zu beschreiben ist. Während man Erfahrungen in Worte gießt, werden sie fixiert, werden aus den Erfahrungen quasi Dinge. Diese Dinge sind jedoch nicht mehr die Erfahrung. Deshalb regieren im Haben-Modus die toten Worte. Der Seins-

²⁰⁵ (Häring, 2010 S. 248)

²⁰⁶ (Fromm, 1976 S. 64)

²⁰⁷ (Fromm, 1976 S. 63)

²⁰⁸ (Fromm, 1976 S. 66)

Modus hingegen sei geprägt durch Erneuerung, Wachstum, Fließen, Lieben und Geben, auch wenn das wieder nur Worte für die eigentlich nur durch Teilhabe erfahrbaren Erfahrungen sind.²⁰⁹ Man kann Fromms Denken bei dieser Unterscheidung mit gutem Gewissen eine Heraklit'sche Tendenz unterstellen, alles als Fließendes aufzufassen.²¹⁰

Im Haben-Modus regiere die Zeit. Fromm hat hier, um zum Thema Geld zurückzukommen, vermutlich die Macht der Zinsen gesehen. „The current mode of production demands that every action be exactly “timed,” that not only the endless assembly line conveyor belt but, in a less crude sense, most of our activities be ruled by time. In addition, time not only is time, “time is money”.“²¹¹ Dies äußert sich nach meiner Interpretation wiederum in vielen, das Wirtschaftsleben diktierenden, Methoden. Viele der heutigen Produktionsmethoden sind auf eine Maximierung des Gewinns ausgerichtet. Das bedeutet, dass in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zum Verkauf produziert werden soll. Jede Ein- und Auszahlung, jedes Projekt, jedes Budget, wird mittels Zinssätzen abgezinst. Es wird berechnet, wie hoch die zukünftigen Werte (gemeint sind hier Zahlenwerte) auf den heutigen Tag heruntergebrochen sind. Die Sinnhaftigkeit von Investitionen wird dadurch definiert, dass sie über die Zeit möglichst viel einbringen. Dann wird „berechnet“, wieviel das am heutigen Tage, also wie groß der heutige Geldbetrag wäre, könnte ich den zukünftigen Betrag heute schon verwenden. Dabei wird vorausgesetzt, dass Geld generell Zinsen abwerfen wird. Die Annahme ist, dass man Geld immer in etwas anlegen könnte, was einen gewissen Zinsertrag einbringt. Dies führt dahin, jedes Projekt mit seinen *Opportunitätskosten* zu vergleichen. Sind diese zu hoch oder der durch die Zinsen reduzierten erwarteten Einzahlungen des Projekts zu niedrig, wird es nicht durchgeführt. Somit führt das Diktat der Zeit über die Berechnungsmethoden in Handlungsanweisungen und –Resultate. Zeit ist nur deshalb Geld, weil die direkte Verbindung der Zukunft mit der Gegenwart über die Zinsen hergestellt wird.

Damit die menschliche Arbeit exakt berechnet werden, also in die Cashflow-Berechnungen als Kostenfaktor einfließen kann, muss sie getimed werden. Wenn die Arbeitskraft nicht produktiv genug ist, also wenn sie pro Zeitabschnitt nicht genügend Umsatz einbringt, wird sie entlassen. Das *Sein* der Arbeitskraft interessiert nicht. Es ist nur wichtig, dass ich die Arbeitskraft dann *habe*, wenn sie mein Haben vergrößert und in Zukunft vergrößern wird.

²⁰⁹ Vgl. (Fromm, 1976 S. 71 f.)

²¹⁰ Er bezieht sich in einem anderen Werk auch explizit auf Heraklit, siehe (Fromm, 1984 S. 91 f.)

²¹¹ (Fromm, 1976 S. 104)

Den Zusammenhang von Geld, Zinsen und Zeit zeigt auch Lietaer auf. Für ihn sind Währungen mit positiven Zinssatz schuld daran, dass nur noch in Projekte investiert wird, die kurzfristig eine möglichst hohe Rendite abwerfen. Die passende Metapher dazu sind *Nahsichtgläser*. Die abgezinsten Investitionen heute bedeuten auch eine abgezinste Zukunft. Die Nahsichtgläser lassen den Blick auf das zeitlich nahe zu und versperren den Blick auf die weite Zukunft. Dies ist der Grund, weshalb so unnachhaltig agiert wird. Die Zukunft ist einfach weniger wert als die Gegenwart. Jede Einzahlung heute ist besser als eine Einzahlung morgen.²¹² „An der Sicht und der Kalkulation des Finanzanalysten ist nichts falsch. Er wendet nur konsequent die finanzielle Logik auf eine Währung an, die einen positiven Zinssatz hat.“²¹³

Die Lösung für Lietaer ist, anders als bei Fromm, eine technische. Er plädiert für eine Liegegebühr, die als negativer Zins formuliert wird. Dies soll Einzahlungen in der fernen Zukunft wertvoller machen als Einzahlungen in der unmittelbaren. Somit sollen Investitionen, die nachhaltiger sind, die mehr auf zukünftige Entwicklungen Rücksicht nehmen, rentabler und die Nahsichtgläser in Weitsichtgläser umgewandelt werden.²¹⁴ Lietaer hat gesehen, dass im Haben die Zeit regiert und mit seinen Theorien den Zusammenhang zwischen Geld, Zinsen und Nachhaltigkeit aufgezeigt. Seine Lösung war eine, die an der Art des Geldes etwas geändert hätte. Fromms Lösung wäre gewesen, den Haben-Modus zu verlassen und zum Sein zu wechseln.

Beide, der Habens- wie der Seins-Modus, seien im Menschen veranlagt. Das Problem ist, so Fromm, dass in der heutigen Gesellschaft das Haben dominiert. Es werde generell angenommen, dass Habenwollen die menschliche Natur ist und deshalb auch nicht verändert werden kann.²¹⁵ Die Lösung liegt für Fromm auf der Hand. Es brauche eine neue Gesellschaft und eine Veränderung der Charaktereigenschaften der Menschen, weg vom Haben und hin zum Sein.

1.6.2 Bestandsgrößen und Flussgrößen

Raimund Dietz verwendet die Unterscheidung zwischen Haben und Sein in einer eigenen Interpretation. Er vergleicht das Haben mit „Stocks“, also mit Beständen, und das Sein mit „Flows“, also Flussgrößen. Dietz schließt sich Fromms Kritik am Habenmodus nicht an, weil

²¹² Vgl. (Lietaer, 2002 S. 368 ff.)

²¹³ (Lietaer, 2002 S. 371)

²¹⁴ Vgl. (Lietaer, 2002 S. 373 ff.)

²¹⁵ Vgl. (Fromm, 1976 S. 81)

er meint, dass das Sein teilweise auf das Haben angewiesen ist. Man müsse, um zu sein, auch haben. Beispiele für Flows wären das Geben und das Nehmen, der sinnliche Genuss, das Essen, aber auch monetär gesehen die Gewinn- und Verlustrechnung oder das Bruttoinlandsprodukt (BIP). Stocks sind repräsentiert durch einerseits Wohnung, Kühlschrank, Auto, andererseits finanziell durch Bilanz, Geld und Geldvermögen.²¹⁶

Auch wenn der Vergleich mit Fromms Begriffen ein wenig unglücklich gewählt ist, so kann die Unterscheidung in Bestands- und Flussgrößen doch zu interessanten Ergebnissen führen. Eine Bestandsgröße oder ein Bestandsausdruck möchte immer den Eindruck einer abgeschlossenen Entität erwecken. Ein Bestand ist etwas, das ich haben kann und benutzen kann. So wird beispielsweise die Bilanz als solche Entität gesehen. Am Ende jedes Jahres wird nachgesehen, ob die Bilanz größer oder kleiner geworden ist und damit überprüft, ob man mehr *hat*, mehr besitzt. So wird die Illusion geschürt, ein Unternehmen, das aus lebenden Menschen, aus durch diese Menschen angewendete Regeln und aus dem ständigen Verfall ausgesetzten Maschinen besteht, sei eine Instanz, ein zusammengehörendes Ding, das besessen, benutzt und auch verkauft werden kann.

Die Unterscheidung zwischen Entitäten und Prozessen und ihre Problematik kann man sowohl in der Geschichte der Philosophie, als auch in der der Ökonomik nachvollziehen. Für die Philosophie sind beispielsweise die Schule der Eleaten, die an ein unveränderliches Sein glaubten und im Gegensatz dazu das Denken Heraklits, das auf den Wechsel der Dinge und ein allumfassendes Fließen hinzielte, zu nennen. Die Frage nach einem ordnenden Prinzip war ebenso das Problem der Empiristen, welches folgend Kant dazu veranlasste, das ordnungslose Fließen der Sinneseindrücke durch die Vernunft, bei der Zeit und Veränderung keine Rolle spielt, ordnen zu lassen (siehe auch im Kapitel über die transzendentalen Geldbedingungen). Die logischen Empiristen wollten durch den Rückgriff auf logische Konstanten diesem Problem entkommen. In der Ökonomik wird diese Problematik im Methodenstreit der Nationalökonomie angesprochen, wo auf der einen Seite die historische Schule mit ihren Annahmen über ein ständig veränderndes Wirtschaftsleben, auf der anderen Seite das Suchen von bleibenden Strukturen und Marktgesetzen der Neoklassischen Schule steht. In der modernen Betriebswirtschaftslehre ist es die Umorientierung zu Prozessen, die diesem Gedanken Rechnung trägt. Logistikmanagement ist das passende Schlagwort der Stunde. Was in der Philosophie das erkenntnistheoretische Problem war, nämlich den unaufhörlichen Prozess der Sinneswahrnehmung in Bezug zu ordnende Entitäten wie Begriffe zu setzen, war

²¹⁶ Vgl. (Dietz, 2011 S. 172 ff.)

in der Wirtschaftswissenschaft analog dazu die Betrachtung entweder von Prozessen oder von Konstanten.

Was heißt das in Bezug auf das Geld? Man könnte es beinahe Heideggerianisch so formulieren: Es geldet! Hier schließt sich auch wieder der Kreis zu den Geldfunktionen. Nur solange, wie das Geldmaterial zum Austausch verwendet wird, nur solange es fließt oder, wie der Volksmund sagt, solange der „Rubel rollt“, ist es Geld. Geldstoff, der nur noch gehortet und nicht mehr getauscht wird, hört auf, Geld zu sein.

Wie verhält es sich nun mit der Bilanz? In einer Bilanz stehen Geldwerte. Dies erweckt den Glauben, der Wert sei in den Dingen enthalten - wiederum ein Glaube an einen intrinsischen Wert. Das Geld, das man damals für die Gegenstände ausgab, hat nun der Verkäufer, soviel dürfte klar sein. Von Mises hat diese Problematik gesehen:

„Die Geldpreise der Güter und Dienstleistungen sind historische Tatsachen [sic!]. Jeder Geldpreis, der uns bekannt wird, gehört der Vergangenheit an. Nie und unter keinen Umständen bedeutet eine Mitteilung über ein Austauschverhältnis zwischen dem Gelde und den Kaufgütern mehr als das, dass ein oder mehrere Austauschakte nach diesem Verhältnis vollzogen wurden. Über die künftigen Preise wird damit nichts ausgesagt.“²¹⁷

Man müsste sich dann natürlich die Frage stellen, ob nicht alles Wissen auf historische Tatsachen gemäß einer geschichtsmaterialistischen Sicht verweist, also auch das Wissen über die sogenannten Marktgesetze.

Die Posten in einer Bilanz, die Werte, sind also Geld, das einmal floss. Die Bilanz stellt den Versuch dar, dieses Fließen in eine Entität zu fassen. Es werden weiters Werte, also bewertete Entitäten, mit Geld verwechselt. Bei Banken, bei denen als einzige Ware das Geld selber fungiert, ist diese Unterscheidung besonders prekär. Das Problem, dass bilanzierte Werte auf der Vermögensseite mit Geld verwechselt werden, kann man bei einem Bankrun sehen. Dabei versuchen die Kreditnehmer der Bank und alle, die ein Guthaben bei dieser haben, ihre Guthaben zu verringern und gegen Geldscheine einzutauschen. Das bewirkt, dass einerseits die Passivseite der Bank sinkt und damit das Fremdkapital, weil Kundeneinlagen für die Bank Verbindlichkeiten darstellen. Andererseits sinkt die Aktivseite, weil Bargeld zunächst aus der

²¹⁷ (Mises, 2010 S. 198 f.)

Kassa abfließt. Die Bank hat jedoch nur begrenzt Geld in der Kassa. Ist dieses aufgebraucht, bekommt die Bank ein Problem. Hier äußert sich der fundamentale Unterschied zwischen bewertetem Vermögen und Geld. Die Bank könnte anfangen, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln, also die durch irgendwelche Regeln bewerteten Aktiva zu verkaufen. Da sich jedoch erst im Verkauf durchschlägt, welche Geldsumme man dafür realisieren kann, weil Werte immer Vergangenheitswerte sind, kann es vorkommen, dass die Bank eigentlich ein viel kleineres Vermögen in Geldeinheiten hat, als vorher in bewertetem. Das verschärft sich dadurch, dass auf der Aktivseite auch nur die Kredite derjenigen stehen, welche soeben versuchen, ihre Einlagen abzuheben. Sie könnten dann theoretisch nur ihre verbrieften Kredite herausverlangen.

Verschiedenste Bankhäuser haben versucht, dem durch einen finanziellen Trick zu entkommen. Sie verbrieften die Kredite auf der Aktivseite, verkauften sie also als selbstständiges Produkt weiter. Sie machten aus dem Prozess der Verleihung die Entität des Wertpapiers. Damit wechselten sie die Forderung in einen Kassastand, also ein bewertetes Vermögen direkt in Geld um. Die Kreditforderungen wurden gebündelt und in Collateralized Debt Obligations (CDOs) umgewandelt. Dieses gebündelte Produkt wurde dann an andere Bankhäuser verkauft, welche wiederum das Geld dafür einfach selber schaffen konnten, weil sie auf der Aktivseite die CDOs einbuchen konnten. Erst als viele der weiterverkauften Kredite sich als uneinbringbar herausstellten, kollabierte das Kartenhaus. Die Banken hatten Geld emittiert, dem nun auf der Aktivseite kein Vermögen gegenüberstand, was viele Bankhäuser in Bedrängnis brachte.²¹⁸ Zu beachten ist: Es war also eigentlich keine Immobilienkrise in den USA der 2000er Jahre, sondern eine Krise ausgelöst durch die Verwechslung zwischen Wert und Geld. Genügend Häuser wären vorhanden gewesen. Die Krise war nur durch die Verwechslung von Vermögen, also bewerteten Beständen, und Geld möglich gewesen. Der Kredit auf der Aktivseite ist eben kein Geld. Wenn man ihn verbrieft und verkauft, so verschiebt man dieses Problem nur auf eine andere Bank. Auch bei den Umsatzerlösen muss man unterscheiden. Denn bilanzierte Umsatzerlöse sind noch kein geflossenes Geld. Dies wird jedoch oft verwechselt. Eine Bilanz ist eben nicht das Unternehmen und der eingetragene Umsatz noch kein geflossenes Geld. Die Bilanz, die sich nach den Gesetzen richten muss, hat, muss man fairerweise sagen, auch nicht das Ziel dieser Klarstellung, wie von Mises ebenso bemerkt: „Weder den Handelsgesetzen noch den Steuervorschriften ist es in erster Linie um eine « richtige », d.h. den Erfolg des verflossenen

²¹⁸ Vgl. (Altwater, 2010 S. 40)

Handelns möglichst genau darstellende Bilanzierung und Gewinn- und Verlustrechnung zu tun.²¹⁹

1.6.3 Geld und Eigentum

Geld und Tausch können mit den Gedanken des Eigentums verbunden werden. Nur, wenn man das Eigentum anderer akzeptiert, kann man Bezahlen. Wie bereits erwähnt: Für den Diebstahl braucht man kein Geld. Für das Geschenk allerdings auch nicht, obwohl man dabei Eigentum respektiert. Eigentum ist also eine notwendige, aber nicht hinreichende Prämisse für die Untersuchung des Geldbegriffs. Eigentum ist zunächst ein Gedanke. Es ist ein Rechtsverhältnis. Diesem Verhältnis gehen Anerkennungsverhältnisse voraus.

„Dem Eigentum liegen also mehrfache Anerkennungsverhältnisse zugrunde: *Erstens* wird mit dem Eigentum auch das Recht des Gewalt-habens-über-die-Sache beim je andern anerkannt und für sich selbst eingefordert. *Zweitens* wird damit die Gewalt als Gewalt, als organisierende Grundlage des Zusammenlebens anerkannt. *Drittens* ist der je andere, als anerkannter Eigentümer, nicht ein konkretes Individuum, sondern ein abstraktes Wesen, der *abstrakt Andere*.“²²⁰

Dieser abstrakt Andere bekommt erst durch seine Relation zum Eigentum seine Identität. Eigentum ist immer ein Recht, andere von der Nutzung seiner Sache auszuschließen, notfalls auch durch Staatsgewalt. Deshalb verortet Brodbeck hier ein Gewaltverhältnis. Wer Eigentum akzeptiert, akzeptiert auch die gewalttätige Durchsetzung, sollte es verletzt werden.

Im Zusammenhang mit dem Geld lässt sich sagen: „Man rechnet in dieser Einheit und man *besitzt* ein bestimmtes Quantum von in dieser Einheit gerechneten Geldeinheiten.“²²¹ Somit ist das Eigentum am allgemein anerkannten Geldstoff ausschlaggebend für die Geldverwendung. Die Zahlen sind in unseren Köpfen, wir rechnen und denken in ihnen. Auch der Gedanke des Eigentums kann als transzendente Struktur untersucht werden. Das Eigentum als Recht ist auf den Stoff des Geldes und gleichzeitig auf den Anderen bezogen. Erst durch dieses Eigentum wird das tatsächliche Bezahlen möglich und nicht durch das Rechnen schlechthin. Somit muss man, wenn man von Geld spricht, auch vom Eigentum und von der Durchsetzbarkeit des Eigentumsrechts sprechen.

²¹⁹ (Mises, 2010 S. 200)

²²⁰ (Brodbeck, 2009 S. 321)

²²¹ (Brodbeck, 2009 S. 830)

1.6.4 Eigentumsökonomik und ihre Kritik

Die beiden Autoren Gunnar Heinsohn und Otto Steiger versuchen, durch eine Untersuchung des Begriffs „Eigentum“ eine neue Wirtschaftstheorie aufzustellen, bei der sie auch zu einer neuen Entstehung des Geldbegriffs kommen. Ihre These lautet dabei, dass es nur Geld, Wirtschaften und Märkte geben kann, wo es auch Eigentum gibt. Als Eigentum wird dabei ein Recht gesehen, eine Entität belastbar, verpfändbar, verkaufbar und vollstreckbar zu machen.²²² Eigentum und Besitz müssten streng unterschieden werden. Zwar seien beides juristische Titel. Jedoch führe der Besitz immer zu einer physischen Veränderung, er habe eine Auswirkung auf die physische Welt. Besitz sei empirisch erfahrbar. Die Benutzung des Eigentumstitels habe im Gegensatz dazu keine unmittelbaren Auswirkungen auf die reale Welt.²²³ Die beiden Autoren schaffen nun von dieser Unterscheidung ausgehend ein neues System der Wirtschaftstheorie. Denn Eigentum werfe eine Eigentumsprämie ab, die dadurch definiert ist, dass Eigentum durch Belastung, Verpachtung oder Vermietung Einkommen verschaffen kann.²²⁴ Eigentum und Einkommen seien damit direkt über die Prämie verbunden. „Sie ist ein nicht-physischer Ertrag an Kontraktfähigkeit – Belastungs- und Verschuldungsfähigkeit –, die aus dem Eigentum erwächst, solange es nicht aktiviert ist, also für eine wirtschaftliche Verwendung nicht herangezogen wird.“²²⁵ Diese Eigentumsprämie sei nichts Physisches sondern werde durch die gesellschaftlichen Eigentumsgesetze rein abstrakt bestimmt. Und: Eigentum solle schon diese Prämie ab dem Zeitpunkt abwerfen, ab dem es durch einen Rechtsakt quasi aus dem Nichts geschaffen wurde.²²⁶

Was ist Geld in der Eigentumsökonomik? „[...]Geld ist ein Anrecht auf Gläubigereigentum, für dessen Schaffung im Kredit Schuldneigentum verpfändet werden muß.“²²⁷ Geld entstehe, sowohl logisch als auch historisch, folgendermaßen: Am Anfang steht der Kreditkontrakt. In diesem geben sowohl Gläubiger, als auch Schuldner Eigentumsprämie auf.²²⁸ Warum sollte das der Schuldner tun? Warum sollte er sein Eigentum verpfänden und nicht selber sein Geld schaffen? „Der Schuldner will nicht in Einlösepflicht geraten, möchte also von der Zirkulationsfähigkeit der Noten profitieren.“²²⁹ Er möchte sein Nutzungsrecht an der Sache erhalten, aber gleichzeitig zirkulationsfähige Ansprüche auf das Eigentum verwenden. Der

²²² Vgl. (Heinsohn, et al., 2006 S. 10)

²²³ Vgl. (Heinsohn, et al., 2006 S. 87)

²²⁴ Vgl. (Heinsohn, et al., 2006 S. 87 ff.)

²²⁵ (Heinsohn, et al., 2006 S. 94)

²²⁶ (Heinsohn, et al., 2009 S. 184 ff.)

²²⁷ (Heinsohn, et al., 2009 S. 182)

²²⁸ Vgl. (Heinsohn, et al., 2006 S. 98)

²²⁹ (Heinsohn, et al., 2006 S. 103)

Gläubiger hingegen habe die Einlösepflicht für diese Noten. „Der Emittent von Gläubigergeld muß Einlösung zusagen und würde bei deren Vollzug auch die Besitzseite seines Vermögens verlieren.“²³⁰ Warum sollte der Gläubiger diesem Geschäft zustimmen? Weil er dafür Zinszahlungen erlangen kann. „Ein *Bürger*, der als Gläubiger sein Eigentum belastet, indem er Anrechte darauf als Geld an einen Schuldner gibt, verliert zwar die Eigentumsprämie, gewinnt jedoch die Zinsforderung.“²³¹ Die Banknote wiederum soll zwischen den Eigentümern vermitteln und gleichzeitig sei sie auch das Verbindungsglied zwischen Besitz, also physische Veränderung der Umwelt, und Eigentum. „Was bedeutet das Dokument Geldnote? Als Scharnier zwischen Eigentum und Besitz bildet sie den Ausgangspunkt für das Wirtschaften, weil mit Begebung der Noten ihr Emittent Eigentumsprämie aufgibt, also Eingriffsrechte gegen sein Vermögen akzeptiert.“²³² Was bei Heinsohn und Steiger dunkel bleibt: Wie soll eine Einlösung von Geld beim Gläubiger aussehen und in was sollte eigentlich eingelöst werden? Ist es tatsächlich so, dass die Einlösung meiner Banknote bei der Bank diese verpflichtet, Besitz oder gar Eigentum an mich zu übertragen? Wenn man die Frage mit Nein beantwortet, so bleibt dieser Teil der Eigentumsökonomik unbeantwortet und unklar. Dies muss besonders in Hinblick darauf beachtet werden, dass ein Großteil des heute verwendeten Geldes Giralgeld ist, welches von den Geschäftsbanken in Umlauf gebracht wird und nicht mehr Bargeld.²³³ Noch verwirrender wird es, wenn man das Geld selber als Eigentum betrachtet, es also etwa in der Vermögensseite unter Kassa zu finden ist. Damit kann man das Eigentum an diesem Geld wiederum belasten, um neues Geld zu schaffen.

Ein tiefergehender Kritikpunkt an der Eigentumsökonomik ist das ebenso zutreffende Bewertungsproblem. Denn um Eigentum in einem Kreditvertrag verpfänden zu können, muss man herausfinden, wieviele Geldeinheiten der Gläubiger im Gegenzug emittieren könnte. Heinsohn und Steiger schlagen folgende Formel vor: Zinssatz ist gleich Erträge dividiert durch Vermögenswert ($i=r/R$).²³⁴ Zum Vermögenswert kommt man also, indem man Erträge durch den Zinssatz dividiert ($R=r/i$). Gleich ließe sich die kritische Frage stellen, wie man Vermögen bewerten soll, welches keine Erträge abwirft, beispielsweise ein unvermietetes Haus oder Gold. Dies wird noch unterstützt durch die Feststellung, dass man immer wieder vor dem Problem steht, bewertetes Eigentum in Geldeinheiten zurückzuverwandeln. Molls Kritik trifft zu: „Die Beruhigung, daß in den Grundstücken Werte enthalten seien, die nach

²³⁰ (Heinsohn, et al., 2006 S. 103)

²³¹ (Heinsohn, et al., 2009 S. 188; Hervorhebung im Original)

²³² (Heinsohn, et al., 2006 S. 94)

²³³ Vgl. (Bundesbank, 2010 S. 52)

²³⁴ Vgl. (Heinsohn, et al., 2006 S. 106)

menschlicher Berechnung nicht so leicht gänzlich verloren gehen können wie die bewegliche Habe, diese Beruhigung wird unwesentlich gegenüber der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, solche Werte in kritischer Zeit massenhaft einlösen zu können.“²³⁵ Mittels Werten kann man eben keine Kredite zurückzahlen. Das kann man nur mit Geld. Oft wird bewertetetes Vermögen zur Kreditbesicherung herangezogen und bewertet. Aber sicherlich nicht mittels obiger Formel, denn wenn die Erträge null wären, so wäre nach obiger Formel auch das bewertete Eigentum null, ganz gleich wie hoch der Zinssatz wäre. Außerdem muss niemand diese Formel heranziehen. Die Frage, die man sich stellen muss, ist diese: Wo kommen die Zahlen her? Der Zahlenwert des Eigentums, und daran scheitert die Eigentumsökonomik, ist eben auch nicht intrinsisch oder mittels Formeln herleitbar, sondern immer nur subjektiv bewertet. Die Zahlen selber kommen nicht aus dem abstrakten Eigentumsbegriff. Daher kann er nicht herangezogen werden, um Geld zu ergründen. Noch treffender kritisiert Brodbeck diese Herleitung von Geld in Verbindung zum Eigentum:

„G. Heinsohn, O. Steiger [...] machen das Eigentum zur Substanz des Geldes. Formal ist es nur ein Substitut der Marxschen Werts substanz, deren übersinnlicher Fetisch des Wertes zur „immateriellen Prämie“ wird, worin Geld aus der Geldwirtschaft als „Anrecht auf Gläubigereigentum“ und der Zins als „Ausgleich für den Verlust der Eigentumsprämie“[...] tautologisch „erklärt“ wird (eine Prämie = Agio ist nur eine Form des Zinses).“²³⁶

Schließlich bleibt die Frage bestehen: Was ist überhaupt Eigentum? Die beiden Autoren definieren Eigentum zunächst in Abgrenzung an Besitz. „Denn am Eigentum ist nicht entscheidend, ob es Individuen oder Kollektiven zuzuordnen ist, sondern daß es vielmehr eine Gegenposition zum *Besitz* ausdrückt.“²³⁷ Damit ist es einmal negativ definiert. Heinsohn und Steiger definieren dann Eigentum als Recht, über eine Sache voll disponieren zu können, also vor allem sie belasten, verpfänden oder verkaufen zu können.²³⁸ Damit ist also zirkulär definiert, was Eigentum ist: Alles, was man verkaufen oder belasten kann. Kann man eine Sache nicht verpfänden, so ist sie auch nicht Eigentum. Weiters verschafft die imaginäre Eigentumsprämie auch keinen Vorteil, wenn niemand bereit ist, sie zu zahlen. Die Wirtschaftstheorie auf Eigentum zu begründen ist damit ähnlich dem Martinschen Gedanken,

²³⁵ (Moll, 1956 S. 87)

²³⁶ (Brodbeck, 2009 S. 317, Fußnote)

²³⁷ (Heinsohn, et al., 2009 S. 91)

²³⁸ Vgl. (Heinsohn, et al., 2009 S. 91)

sie auf Schulden aufbauen zu wollen. Es wird eine neue Metaphysik eingezogen, die über den empirisch beobachtbaren Phänomenen liegt. Wenn man Zins so definiert, dass er eine Entschädigung für eine Eigentumsprämie darstellt, so kann man das behaupten. Was es jedoch bleibt, ist eine Behauptung über mögliche Beweggründe von Menschen, die man beim Zinsennehmen beobachtete. Diese Behauptung, wenn sie als Handlungsempfehlung abgegeben wird, verwandelt sich dann in eine durch anthropologische Untersuchungen legitimierte Verteidigung des Zinsnehmens. Die Beschreibung wird so wiederum zur impliziten Ethik.

1.7 Geld und Tausch

1.7.1 Zahlen, Tauschen und Schenken

Aus der Position des Einzelnen betrachtet: Wie kommt man überhaupt an Geldeinheiten? Wer sind diejenigen, die Geld an andere geben, wie und warum?

1. Kredit: Indem man einen Kredit aufnimmt. Das kann bei einer Bank oder bei Bekannten stattfinden. Man bekommt eine gewisse Geldsumme und muss sie zu einem späteren Zeitpunkt komplett zurückzahlen. Zusätzlich muss man meist regelmäßig oder einmalig Zinsen zahlen.
2. Leistung: Indem man arbeitet. Man leistet etwas für jemand anderen, welcher im Gegenzug in Geld bezahlt.
3. Verkauf: Durch Verkauf. Man hat Eigentum an einem Gegenstand, welcher beweglich oder unbeweglich (Grundstücke), materiell oder immateriell (Musikstücke) sein kann. Das Eigentum überträgt man an jemanden anderen, der dafür Geldeinheiten gibt.
4. Vermietung: Durch Vermietung: Man besitzt einen Gegenstand oder eine andere rechtliche Einheit, den man anderen zur Nutzung überlässt. Dabei behält man jedoch das Eigentum.
5. Geschenk: Man bekommt Geld von jemandem, ohne dass man etwas dafür leistet und ohne Bedingungen.
6. Transferleistungen des Staates: Bei ihnen verhält es sich ähnlich wie beim Geschenk. Man erlangt Geld, ohne eine offensichtliche Gegenleistung. Der Unterschied besteht meist in der psychologischen Verfasstheit des Gebenden. Bei einem reinen Geschenk wird meist keine Gegenleistung erwartet. Bei Transferleistungen wie etwa Studienbeihilfen wird die Geldleistung ähnlich wie eine gesellschaftliche Investition

gesehen. Außerdem sind sie meist an rechtliche, gesetzliche Grundlagen gebunden, auf die man dann ein gesetzliches Anrecht hat, was im Gegensatz zum Geschenk steht.

7. Diebstahl: Man bemächtigt sich selber des Geldes, ohne dass der andere dazu einwilligt. Das Eigentum am Geld geht auf einen über ohne Gegenleistung und entgegen dem Willen und manchmal ohne Wissen des bisherigen Eigentümers.
8. Fund: Man findet Geld, das der bisherige Eigentümer verloren hatte und nicht mehr wiederfinden kann oder will.
9. Erbschaft

All diese Handlungen kann man auch aus Sicht des Geldgebers sehen. Die Liste ist nicht vollständig. Je nachdem, welche Annahmen man heranzieht kann man manche Funktionen ausklammern oder Möglichkeiten zusammenfassen. Die Grenzen zwischen den einzelnen Handlungen sind oft auch fließend. Gesellschaftlich institutionalisiert sind einige dieser Modi. So ist die Kreditvergabe traditionell der Institution der Geschäftsbank zuzuschreiben, bei der Bezahlung gegen Leistung sind es die Unternehmen als Entitäten, die juristisch und gedanklich den Geldverteilung vornehmen.

Wichtig abzugrenzen ist noch der Unterschied zwischen Tausch und Bezahlung. „Naturaltausch (englisch: Barter) und Geldtausch (Ware gegen Geld, Geld gegen Ware) unterscheiden sich formal nicht – materiell und funktionell aber wesentlich.“²³⁹ Was ist damit gemeint? Sowohl Geldtausch, als auch Warentausch sind schon je in soziale Situationen eingebettet.

„Tauschen z.B. völlig Fremde, so ist doch zwischen ihnen bereits ein soziales Band vorausgesetzt, denn sie unterscheiden den Tausch sehr genau von anderen Interaktionen: Ignorieren, viele Formen der Kommunikation, Kampf oder Gewaltakte. Der Tausch konstituiert also nie als Grundlage, als unterste Schicht eine Gesellschaft, sondern er bewegt sich bereits *in gesellschaftlichen Strukturen*.“²⁴⁰

Somit sind alle Tauschakte, auch der Spezialfall Geldtausch, durch ihre Einbettung in ein soziales Gefüge gekennzeichnet. Sie unterscheiden sich damit nicht formal. Es besteht jedoch ein Unterschied zwischen den beiden Akten.

²³⁹ (Dietz, 2011 S. 38)

²⁴⁰ (Brodbeck, 2009 S. 297)

Den Unterschied zwischen Zahlen und Tauschen möchte ich an einer Bedingung festmachen: Den Zahlen. Bei einem Tausch wechseln zwei Gegenstände (wobei Gegenstand hier im weitesten Sinne verstanden werden kann, nämlich alles, was man irgendwie als Entität zusammenfassen kann²⁴¹) reziprok den Besitzer. Bei der Bezahlung hingegen bekommt ein Handelspartner den Gegenstand des anderen, der andere nur eine abstrakte Zahl, welche auf dem gesellschaftlich relevanten Zahlenmaterial, beispielsweise auf einem Blatt Papier notiert wurde (= Banknote). „Beim Kaufakt kommen [...] durch das Geld neue Bestimmungen hinzu, die wiederum den einfachen Tauschakt überlagern und modifizieren.“²⁴² Das Kaufen ist somit zwar auch ein Tauschen, aber der Unterschied liegt in den getauschten Gegenständen und in der gleichzeitig vollzogenen Rechnung oder Bewertung. Einen Tauschakt kann man auch ohne abstrakte Zahlen durchführen. Man interessiert sich für die Funktionen des Gegenstandes des anderen, wie der andere ebenfalls Interesse an der Verwendung des anderen Gegenstandes zeigt. Es wird primär auf die Qualität geachtet. Weiters sollte er zur gleichen Zeit stattfinden. Die Mengen der getauschten Produkte müssen, wenn verhandelt werden soll, teilbar sein.²⁴³ Beim Kauf tritt die Quantität in den Vordergrund und überlagert quasi die Tauschgedanken: Wieviel ist der Gegenstand wert? Was kostet er? Wieviel könnte ich bei einem Wiederverkauf dafür bekommen? Beim Kauf subsumieren sich also die Teilnehmer unter die Geldrechnung, während sie das beim reinen Naturaltausch nicht tun.

Während man beim Tausch nachher nicht mehr weitertauschen muss, verlangt der Geldtausch dies. Niemand kann oder möchte Geld für sich haben. Damit ist gemeint: Ein einzelner Kauf, bei dem man Geld erlangt und sich nachher aus der Gesellschaft zurückzieht um wieder als Selbstversorger zu leben, wird aufgrund der Verfassung von Geld kaum stattfinden.²⁴⁴ Geld macht nur in einer Geldgemeinschaft Sinn. Das bedeutet jedoch nicht, dass sich das Streben nach Geld nicht verselbstständigen kann. Das ist alleine deshalb schon möglich, weil das Geld eben als leere Zahl theoretisch unendlich denkbar ist. Überspitzt formuliert liegt der einzige qualitative Unterschied des Geldes in seiner Quantität.²⁴⁵ Wer also nach Geld strebt, der strebt meist nach mehr Geld. „Der ganze Inhalt des Strebens nach Geldbesitz ist das reine *Quantum*.“²⁴⁶ Dies geschieht jedoch, weil die Möglichkeit des Kaufes mit diesem Geld existiert.

²⁴¹ Vgl. (Dietz, 2011 S. 39 Fußnote)

²⁴² (Brodbeck, 2009 S. 297)

²⁴³ Vgl. (Dietz, 2011 S. 39)

²⁴⁴ Vgl. (Dietz, 2011 S. 43 f.)

²⁴⁵ Vgl. (Simmel, 1989 S. 340)

²⁴⁶ (Brodbeck, 2009 S. 902)

1.7.2 Die Tauschtheorie von Walras

In der modernen Wirtschaftswissenschaft werden sämtliche geldnahe Modi wie bezahlen oder vermieten ausgeblendet und alles versucht, auf eine einfache Tauschtheorie zurückzuführen.²⁴⁷

Hierbei wird Wirtschaftswachstum ausgeblendet. Es treffen sich auf einem Markt Einzelwirtschaften, also Entitäten, welche generell nur Selbstversorger sind. Das, was sie nicht selber verbrauchen, tauschen sie auf dem Markt in Güter von anderen Wirtschaftsteilnehmern. Damit komme ein statisches Gleichgewicht zustande, bei dem Angebot und Nachfrage immer ausgeglichen seien.²⁴⁸

„Zu diesem Zweck konstruierte Walras ein mathematisches Modell eines Quasi-Marktprozesses, das die Vorteile des Tauschs – die stete Realisierung eines allgemeinen Gleichgewichts – mit den Vorteilen des Markts – der Realisierung eines effizienten Wettbewerbs aufgrund einheitlicher Preise für jedes Gut – verbindet.“²⁴⁹

Der Markt sehe folgend so aus, dass sich die Überschüsse produzierenden Einheiten treffen und nicht mehr einer mit dem anderen tauscht, sondern alle mit allen. An einem Tag in der Woche treffen sie sich auf einem Platz. Es wird eine Person gewählt, die die Aufgabe eines Auktionators übernimmt. Dieser bestimmt dann sogleich, was das Geld sei. Er wählt ein angebotenes Gut aus und ruft dann willkürlich Preise aus für die anderen Güter, dotiert im Preis des Standardgutes, des „Numéraire“. Wenn der Preis zu hoch ist, wird der Auktionator merken, dass die Nachfrage nicht groß genug ist, damit alle Waren den Markt verlassen würden. Er werde dann den Preis senken. Umgekehrt werde er den Preis steigern, wenn das Angebot zu klein sei, um alle Wünsche zu befriedigen. Schließlich, am Ende des Markttages, seien alle Preise im Gleichgewicht und die Waren würden in genau diesem Verhältnis getauscht.²⁵⁰

Damit werden beinahe alle Modi der modernen Geldwirtschaft ausgeblendet. Es wird nicht vom Verkauf gesprochen, sondern vom Tausch. Vermieten, Verpachten oder der Verkauf der Arbeitskraft über die Zeit hinweg kommen nicht vor. Weiters ist die zentrale Frage des Geldes ungelöst. Die Vorstellung geht von einem Auktionator aus, der bestimmt, was das Geld ist.

²⁴⁷ Vgl. auch (Siebert, 2011 S. 31 ff.)

²⁴⁸ Vgl. (Binswanger, 2009 S. 3)

²⁴⁹ (Binswanger, 2009 S. 15)

²⁵⁰ Vgl. (Binswanger, 2009 S. 16 ff.)

Dieses ist immer eine Ware, die vorher produziert werden musste, also Warengeld. Kredit und Schulden, als primäre Entstehung von Geld werden ausgeblendet. Es stellt sich damit heraus, dass beinahe sämtliche Annahmen dieses Modell nicht aufrechtzuerhalten sind. Polemisch kritisiert: „[...]Walras und andere [greifen] auf die künstliche Figur eines gesamtgesellschaftlichen Auktionators zurück – einer außerhalb der „Gesellschaft“ stehenden Figur, die für deren Mitglieder alles erledigt. Stalin kann vor dieser hypotasierten Allmacht nur vor Neid erblassen.“²⁵¹ Der Markt ist außerdem kein geschlossener Raum, auf dem sich die Wirtschaftsteilnehmer nur einmal wöchentlich treffen, sondern der Markt ist offen. Er wird erst durch das Anbahnen des Geschäftes hergestellt, in einem sozialen, kommunikativen Prozess. Der Markt existiert nicht unabhängig von den handelnden Menschen. Erst die massenhafte Interaktion über monetäre Modi lässt den Markt entstehen oder besser gesagt: Der Markt ist nichts anderes als die massenhaften Kauf- und Verkaufakte.²⁵² „Es erweist sich damit, dass Walras gegen das wichtigste Kriterium für die Konzeption eines Erklärungs-Modells verstoßen hat: Man darf bei aller Vereinfachung – ein Modell muss ja vereinfachen! – diese nicht so weit treiben, dass man dadurch das Problem, das man erklären will, hinauswirft.“²⁵³ Das passiert, wenn man nur auf eine mögliche ökonomische Handlung, das Tauschen, fokussiert und alle anderen, insbesondere die geldbezogenen, beiseite lässt.

1.7.3 Der Kollaps der Realwirtschaft/Finanzwirtschaft Dichotomie

Man kann den Weg auch umgekehrt gehen, und alles aus der Sicht des Geldes sehen. Für Unternehmen, egal, ob im Finanzsektor tätig oder in der sogenannten Realwirtschaft, ist das Ziel das Geld. Ein Unternehmen ist eine juristische Person, also eine von Menschen geschaffene Entität. Sie beginnt zu existieren – wird quasi geboren – wenn die Eigentümer und die Fremdkapitalgeber Geld vorschießen. Die Unternehmen selber borgen sich das Geld also von den Eigen- und Fremdkapitalgebern aus.²⁵⁴

Aus dieser Sicht fällt auch die Trennung zwischen Realwirtschaft und Finanzwirtschaft in sich zusammen. Denn was die beiden verbindet, ist das Geld. Unternehmen der sogenannten Realwirtschaft wie auch im Finanzbereich haben beide das Ziel, als juristische Personen für ihre Eigentümer einen Profit zu erzielen, also die vorgeschossene Geldsumme zu erhöhen. Was die spezielle Identität der Produkte ist, wird somit aus dieser Unternehmenssicht gleichgültig. Ob es sich um eine Dienstleistung, ein Brot oder um ein Derivat handelt, das

²⁵¹ (Dietz, 2011 S. 237)

²⁵² Vgl. (Dietz, 2011 S. 43 ff.)

²⁵³ (Binswanger, 2009 S. 39)

²⁵⁴ Vgl. (Binswanger, 2009 S. 78)

Ziel bleibt das gleiche: Durch den Verkauf eine höhere Geldsumme zu erlangen, als man in die Erstellung gesteckt hatte. Wir haben oben gesehen, dass es verschiedenste Modi gibt, wie man von anderen Geld erlangen kann: Diebstahl, Leistung, Verkauf u.a. Auf welche Art und Weise das Unternehmen zu Geld kommt, ist aus Sicht des Profits und Weiterbestehens des Unternehmens egal. Es kann nur weiterbestehen, wenn es sein Einkommen hat, woher auch immer. So ist auch eine Unternehmung denkbar, die nur von Geschenken lebt. Genauso könnten manche Unternehmen nur durch den Geldtransfer durch Staaten existieren.

Unter diesen Voraussetzungen würde die Marxsche Analyse, dass der Kapitalist den Arbeiter systemimmanent ausbeuten muss, stimmen.²⁵⁵ Er hat die Tendenz, die Löhne zu drücken, möchte er seinen Gewinn steigern. Denn er muss dem Arbeiter weniger Geld bezahlen, als im Endeffekt das Produkt als Verkaufserlös einbringt. Es geht dabei jedoch nicht um Werte, wie Marx glaubte, sondern eben um Geldsummen. Dass umgekehrt, wenn die Arbeitskraft zu teuer wird, zum Beispiel durch Monopolisierung, sprich Gewerkschaftsbildung, der Kapitalist sie gar nicht mehr anstellen kann, weil er die Kosten nicht mehr über den Verkauf hereinbringen wird, stimmt jedoch unter diesen Bedingungen ebenso. Ein Unternehmen, das die produzierten Waren nicht verkaufen kann, wird seine Mitarbeiter entlassen müssen, egal, wieviel Arbeitszeit diese in die Produkte gesteckt haben und vorgeblichen Wert produzierten. „Nun findet [...] die Produktion unter dem Diktat des Kommerzes statt: Produktion ist Warenproduktion. [...] Der Tausch (Kommerz) ist nicht steril. Er richtet [...] die Produktion nach seiner Logik aus.“²⁵⁶ Daher stammt auch das Phänomen, dass Aktienkurse steigen, wenn Unternehmen Mitarbeiter entlassen. Der Gedanke der Aktienbesitzer: Wenn man die gleiche Arbeitsleistung mit weniger Mitarbeitern erbringen kann, fließt weniger Geld in Lohnzahlungen und dadurch wird ein größerer Teil des Umsatzes als Dividenden ausbezahlt werden. Der moderne Kapitalist ist eben der Eigentümer des Unternehmens, dem das Unternehmen als fiktive Person möglichst viel Geld von anderen bringen soll. Außerdem erklärt es das Phänomen, dass manche Unternehmen einen großen Teil ihrer finanziellen Einnahmen über Finanzwerte und nicht mehr aus ihren betrieblichen Umsätzen generieren. Aus Sicht einer Geldorientierung macht das durchaus Sinn.

Vor diesem Hintergrund wird klar, dass eine Geldökonomie das Produktionsproblem gar nicht im Vordergrund hat. Ein Produktionsproblem ist eigentlich ein physisches. Es stellt die Frage, wie man Substanzen so transformiert und die Arbeitsteilung so organisiert, dass mit möglichst

²⁵⁵ Vgl. (Marx, 1984 S. 245 ff.)

²⁵⁶ (Dietz, 2011 S. 58)

wenig Energie-und Ressourcen-Input ein möglichst hoher, für den Menschen relevanter und ressourcenschonender, Output generiert wird. Was jedoch mittels des Geldes behandelt wird, ist ein Verteilungsproblem. Die Geldökonomie hat immer Geldwerte und Steigerung dieser im Blickwinkel. Sie orientiert sich an geldgewichteten Produkten, egal, wie Preise zustandekommen oder das Geld verfasst ist.

Manche Gelddenker nehmen diese Geldorientierung von Unternehmen sehr ernst. Milton Friedman beispielsweise stellt sich vehement gegen die Vorstellung, Unternehmen sollten noch andere ethische Aspekte beachten als den, möglichst viel Profit zu machen. „Es gibt wenig Entwicklungstendenzen, die so gründlich das Fundament unserer freien Gesellschaft untergraben können, wie die Annahme einer anderen sozialen Verantwortung durch Unternehmer, als die, für die Aktionäre ihrer Gesellschaften soviel Gewinn wie möglich zu erwirtschaften.“²⁵⁷ Besteht die Freiheit alleine darin, Profit zu machen? Was man nicht vergessen darf: Mit Profit ist ein Geldwert gemeint. Die Aufgabe eines Unternehmen soll nur darin bestehen, vom Rest der Gesellschaft möglichst viele Geldeinheiten zu lukrieren und in das Eigentum der Aktionäre überzuführen. Aber Friedman möchte dies dann doch noch einschränken:

„In einem freien Wirtschaftssystem gibt es nur eine einzige Verantwortung für die Beteiligten: sie besagt, daß die verfügbaren Mittel möglichst gewinnbringend eingesetzt und Unternehmungen unter dem Gesichtspunkt der größtmöglichen Profitabilität geführt werden müssen, solange dies unter Berücksichtigung der festgelegten Regeln des Spiels geschieht, d. h. unter Beachtung der Regeln des offenen und freien Wettbewerbs und ohne Betrugs- und Täuschungsmanöver.“²⁵⁸

Was Friedman übersieht: Auch die Regeln des Wettbewerbs stehen zur verkäuflichen Disposition. Gesetze können mittels Geldspenden verändert werden, sei es durch Manipulation über Massenmedien, sei es durch Wahlkampfspenden oder sei es durch direkte Bestechung. Die Profitmaximierung, der jedes Mittel Recht ist, wird auch davor nicht zurückschrecken müssen.

Wir haben gesehen, dass es verschiedenste Modi gibt, um an Geldeinheiten von jemandem anderen zu gelangen: Leistung, Kredit, Diebstahl oder Transferleistung des Staates

²⁵⁷ (Friedman, 1976 S. 176)

²⁵⁸ (Friedman, 1976 S. 175)

beispielsweise. Wenn die einzige Aufgabe von Unternehmen es ist, diese Modi auszureizen, so werden sie immer mehr auch versuchen, die Grenzen zwischen dem, was noch innerhalb der Regeln ist und was schon Betrug ist, zu verschieben. Sie werden selber die Regelbildung in die Hand nehmen und zu ihren Gunsten verändern. Da sie sich nur auf die maximale Rendite konzentrieren, sind andere Ziele auch gleichgültig. Die Güterproduktion, die Versorgung der Menschen, der Schutz des Lebensraumes oder das soziale Zusammenleben sind allesamt keine relevanten Ziele, sondern höchstens Nebeneffekte auf dem Weg zum totalen Gewinn. Dieser kann jedoch nie erreicht werden, weil die größtmögliche Profitabilität immer noch größer ist als die bisher erreichte.

„Das Herz des Kapitalismus beruht auf einer Dynamik, die sich einer Unmöglichkeit verdankt: Dem Streben nach einem Ziel, das nie erreicht werden kann, weil ein „Erreichen“ dem Begriff des Ziels widerspricht. Eine bestimmte Geldsumme in Händen, ist die Geldgier schon wieder darüber hinaus, denn sie strebt nach *mehr* – gleichgültig welche Summe bereits besessen wird.“²⁵⁹

In dieser Logik bewegt sich dann das einzelne Subjekt dieses Systems, das Geldsubjekt.

1.7.4 Das Geldsubjekt

Den sich diesen Denkmustern bedienenden Menschen sind schon einige Namen gegeben worden: Homo oeconomicus, economical man, Kapitalist oder eben das Geldsubjekt.²⁶⁰ Das Geldsubjekt zeichnet sich dadurch aus, dass es sich rechnend und berechnend durch die Welt bewegt. Wie sich dieses Geldsubjekt äußert, beschreibt Simmel folgendermaßen:

„So sehr unser Leben durch den Mechanismus und die Sachlichkeit der Dinge bestimmt scheint, so können wir in Wirklichkeit keinen Schritt machen und keinen Gedanken denken, ohne dass unser Fühlen die Dinge mit Werten ausstattete und ihnen gemäß unser Tun dirigierte. Dieses Tun selbst aber vollzieht sich nach dem Schema des Tausches: von der niedrigsten Bedürfnisbefriedigung bis zum Erwerbe der höchsten

²⁵⁹ (Brodbeck, 2009 S. 909)

²⁶⁰ Vgl. (Brodbeck, 2009 S. 948)

intellektuellen und religiösen Güter muss immer ein Wert eingesetzt werden, um einen Wert zu gewinnen“²⁶¹

Woher kommt diese Art, zu denken? Sie existiert nicht außerhalb des Menschen, weshalb das Geld auch kein der Natur zuschreibbares Ding ist.

„Deshalb ist es kein Rätsel, wie die Geldstruktur in das menschliche Denken gelangt. Sie existiert nie außerhalb dieses Denkens und stellt historisch eine Veränderung des Denkprozesses dar, der sich *uno actu* mit den Tauschhandlungen vollzieht und sich nicht aus diesen oder einer fiktiven Entität „Geld“ (einer Substanz mit entsprechenden Attributen) ableiten lässt.“²⁶²

Gleichzeitig mit der Anwendung dieser Denkform ist auch die Veränderung der subjektiven Identität hin zum Geldsubjekt gegeben. Die Identität, also die Bedeutung der eigenen Subjektheit, wird konstituiert durch den sozialen Prozess. „Das Geheimnis im Prozess der Bedeutung ist ihr sozialer Charakter. Menschen halten sich selbst an zwei Schein-Gewissheiten fest: Ihrem Ego und der Identität eines Dings, dem sie dadurch Dauer und Festigkeit zuschreiben.“²⁶³ Das haben wir auch bei Simmels Beschreibung gesehen, bei der sich die Differenz zwischen Subjekt und Objekt erst herstellen muss. Die vermeintliche Entität des Egos verändert sich nun durch die Verwendung der Geldrechnung hin zum Geldsubjekt.

Dies ist eben bedingt durch die Verfasstheit der Geldökonomie. Besitz des Geldstoffs ermöglicht Zugang zu den produzierten Gütern der Gesellschaft. Daher wird dem Streben nach Waren zunächst das Streben nach Geld vorgeschoben. Ist der Kauf dann getätigt, verschwindet wieder die Möglichkeit des Marktzuganges. Womit man nach jedem Kauf wieder genötigt ist, Geld zu erlangen.²⁶⁴ „Der Zwang zur Kalkulation im Alltag der Geldökonomie formt eine Subjektivität der Geldrechnung, die latent stets schon den objektiven Grund für die Geldgier enthält.“²⁶⁵ Diese Geldgier hat auch schon Marx beschrieben:

²⁶¹ (Simmel, 1989 S. 63)

²⁶² (Brodbeck, 2009 S. 882)

²⁶³ (Brodbeck, 2009 S. 173)

²⁶⁴ Vgl. (Brodbeck, 2009 S. 896)

²⁶⁵ (Brodbeck, 2009 S. 949)

„Qualitativ oder seiner Form nach ist das Geld schrankenlos,[...] weil in jede Ware unmittelbar umsetzbar. Aber zugleich ist jede wirkliche Geldsumme quantitativ beschränkt, daher auch nur Kaufmittel von beschränkter Wirkung. Dieser Widerspruch zwischen der quantitativen Schranke und der qualitativen Schrankenlosigkeit des Geldes treibt den Schatzbildner stets zurück zur Sisyphusarbeit der Akkumulation.“²⁶⁶

Jegliches Handeln in der Gesellschaft wird in Folge der Geldrechnung unterworfen. Sämtliche Bedürfnisse oder Wünsche werden daran gemessen, ob sie leistbar sind. Alles wird berechnend betrachtet, alles wird berechnet. Das Streben verändert sich weg von der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung hin zur mittelbaren Befriedigung über die Geldakkumulation.²⁶⁷ Damit wird die Subjektivität auch mit einer Gleichgültigkeit gegenüber andern überzogen. Der jeweils andere Marktteilnehmer ist nur insofern wichtig, als er Geldbesitzer ist.

„Es zählt nur die Zahlungsfähigkeit. Alles andere ist gleichgültig. Die Geltung der Geldeinheit, die im Rechnen mit ihr zum verallgemeinerten Bewusstseinsprozess wird und sich darin reproduziert, ist nur eine abstrakte und quantitative. Sofern also jemand auf dem Markt als ökonomisches Subjekt anerkannt ist, ist er dies nur hinsichtlich der Verfügung über eine Quantität.“²⁶⁸

Aber die Gleichgültigkeit, welche die Geldrechnung vermittelt, muss sich nach Simmel nicht nur moralisch verwerflich äußern:

„Die eigentümliche Abflachung des Gefühlslebens, die man der Jetztzeit gegenüber der einseitigen Stärke und Schroffheit früherer Epochen nachsagt; die Leichtigkeit intellektueller Verständigung, die selbst zwischen Menschen divergenterster Natur und Position besteht [...] – bis zu der Idee des Weltfriedens, die besonders in den liberalen Kreisen, den historischen Trägern des Intellektualismus und des Geldverkehrs gepflegt

²⁶⁶ (Marx, 1984 S. 147)

²⁶⁷ Vgl. (Brodbeck, 2009 S. 896 f.)

²⁶⁸ (Brodbeck, 2009 S. 897)

wird: alles dies entspringt als positive Folge jenem negativem Zuge der Charakterlosigkeit.“²⁶⁹

Auch Dietz sieht positive Auswirkungen des Geldgedankens: Der Respekt des Anderen und dessen Eigentum, die Mäßigung der Triebe, der Gedanke des Gebens, um zu bekommen, Förderung der Geselligkeit, kurz: Der Geldmensch hat sowohl positive, als auch Schattenseiten.²⁷⁰

Man muss mit solchen Konstatierungen, wie schon bemerkt, vorsichtig sein, damit man nicht einseitige Realitäten gerade dadurch schafft, indem man sie gedanklich wiederholt. Was jedoch der Vorteil dieser Denkstrukturen sind: Man kann sie durch Reflexion und Bewusstwerdung aktiv verändern und andere Wege des Denkens gehen. Damit kann man die vermeintliche alles beherrschende Macht des Geldgedankes brechen und sich wieder auf wesentlichere Dinge konzentrieren.

2 Zusammenfassung und weiterführende Fragestellungen

Wir haben nun die Probleme und Chancen gesehen, die sich bei der Frage nach dem Geld ergeben können. Als es um die Frage nach einem richtigen Geldbegriff ging, so stellte sich heraus, dass dieser, wenn überhaupt, nicht leicht zu finden ist. Denn wenn man die Dichotomie zwischen Fakten und Werten zusammenfallen lässt, so ist jeder Geldbegriff immer schon ein implizit ethischer. Demnach würde man immer nur sagen, wie Geld sein solle, wenn man über sein Sein spricht. Zusätzlich zu dem stellte ich die Begriffsarbeit Hegels, welche die inneren Gegensätze eines Begriffes untersucht und damit zu einer genaueren Definition kommen könnte. Der Aufbau dieser Arbeit orientierte sich an diesen zwei Konzepten.

In den dem Geld zugesprochenen Funktionen fanden wir die ersten Gegensätze. Die Funktionen des Tauschmittels, der Wertaufbewahrung und der Recheneinheit bergen sowohl innere Ungereimtheiten, als auch untereinander gegensätzliche Eigenschaften. Dennoch haben sie auch verbindenden Aspekte.

²⁶⁹ (Simmel, 1989 S. 596)

²⁷⁰ (Dietz, 2011 S. 121)

Wert generell ist ein komplexes Thema. Es wurde versucht, an Hand der Bestimmung des Wertes ideengeschichtlich aufzuzeigen, weshalb. Es wurden die Methoden, Wert an einem Gewicht, an der Arbeit oder am Nutzen festzumachen vorgestellt und verworfen. Kritisiert habe ich auch, dass eine Tendenz zur Verwechslung der beiden Begriffe Geld und Wert besteht. Was übrig blieb war eine subjektivistische Auffassung der Bewertung. Es wurde konstatiert, dass alle Bewertungsversuche auf Bestrebungen zurückführbar seien, einen möglichst aus der eigenen Sicht fairen Austauschprozess zu gestalten. Inwieweit Geld mit Schuld zusammenhängt, war der nächste Untersuchungsgegenstand. Wenn man die Identität von Geld voraussetzte und sich dann ansah, dass Giralgeld nur über eine Bankschuld in Umlauf kommt, konnte man zum erwähnenswerten Konzept des Debitismus gelangen. Die Macht des Geldes wurde versucht im Zusammenhang mit dem von mir benannten Problem der Gegenseitigkeit zu beleuchten. Das Problem der Gegenseitigkeit zeigte den Fairnessgedanken, der allen Verteilungsoperationen des Geldes zugrunde liegt. Durch die Anerkennung der Autorität des Geldgedankens übt dieser Macht aus. Es wurde die Macht der Gelddenker und auch die Macht über die Gelddenker diskutiert und die Frage gestellt, inwieweit diese mit der Macht der Geldschöpfer zusammenhängt. Der Zusammenhang von Geld und Eigentum wurde anhand des Haben-Modus untersucht. Die Frage nach einer Konstituierung von Geld durch Eigentum selber konnte eher verworfen werden, auch wenn die beiden Begriffe ebenfalls verwoben scheinen. Denn was die Eigentumsökonomik nicht lösen konnte war die Herkunft der Zahlenwerte selber, welche das Geld repräsentiert.

Um die Modi des Geldgebrauchs ausfindig zu machen, wurde eine kurze phänomenologische Untersuchung betrieben. Dabei wurde das Ergebnis präsentiert, dass der Geldgebrauch sehr wohl mit dem Phänomen des Tausches zusammenhängt. Eine Wirtschaftstheorie nur auf dem Tausch aufbauen zu wollen, wie dies Walras tat, würde jedoch zu kurz greifen, weil sie eben die Besonderheiten des Geldes ausblendete. Dies sah man in seinen Extremen, wenn man sich die Brille des homo oeconomicus aufsetzte und Wirtschaften nur noch vom Geldgedanken aus betrachtete. Der Anfang und das Ende jedes Unternehmens war dann der Profit, also die Maximierung einer Geldsumme. Aus dieser Sicht kollabierte die Unterscheidung zwischen Finanz- und Realwirtschaft, denn bei beiden war nur die monetäre Sicht die ausschlaggebende.

Zu jedem der von mir aufgeschlagenen Kapitel könnte man eine eigene Arbeit schreiben. Ich möchte in Folge noch in dieser Arbeit nicht behandelte Themen ansprechen, welche für zukünftige Forschungen zur Verfügung stehen und den Geldbegriff verstärkt erhellen

könnten. Ich werde mich hier in der Reihenfolge in etwa an der Struktur der vorangegangenen Arbeit orientieren.

Zum Thema Geld könnte man die Verbindung zur Sprache stärker untersuchen. Gibt es hier isomorphe Strukturen? Ich habe im ersten Kapitel schon sprachliche Untersuchungen angedeutet. In der Literatur finden sich oft Verbindungen zu sprachlichen Phänomenen. Den Zusammenhang aber auch die Abgrenzung zur Sprache herzustellen könnte sich besonders im Hinblick auf die sprachphilosophische Wende als fruchtbar erweisen. Auch die Verbindung zur Sprechakttheorie könnte man hier vertiefend untersuchen.

Wenn man davon ausgeht, dass Sprechen eine Art des Handelns ist, so könnte man auch ökonomische Handlungen in diese Theorie einbinden. Man könnte von der Theorie ausgehen, dass Sender und Nachricht eigentlich nicht zu trennen sind. Hier wäre denkbar, ein Augenmerk auf die Geldtheoretiker selber zu legen und zu reflektieren, weshalb manche Theoretiker gerade jene Geldtheorie besonders vertraten. Dies könnte sich auch fruchtbar für die Untersuchung bezüglich der Macht der Gelddenker erweisen.

Die Frage nach dem Wert des Werts ist ähnlich der Frage nach der Bedeutung der Bedeutung. Wenn man fragt: „Wieviel ist ein Euro wert?“ so stellt man eine ähnliche Frage wie: „Wie lange ist ein Meter?“. Es ist eigentlich ein Unsinn zu fragen, wieviel ein Euro wert ist, wenn das Geld selber schon der Wertmaßstab sein soll. Diese Frage, sowohl in ihrem historischen Kontext, als auch in ihrer inneren Logik zu untersuchen, wäre spannend.

Wenn Marx schreibt: „Eine gewisse Ware, ein Quarter Weizen z.B. tauscht, [sic!] sich mit x Stiefelwichse oder mit y Seide oder mit z Gold usw., kurz mit anderen Waren in den verschiedensten Proportionen.“²⁷¹, so könnte man meinen, es läge mehr dahinter als nur eine bildliche Sprache. Es wird jedoch tatsächlich ein gesellschaftliches Verhältnis konstatiert. Die Mechanik der Gesellschaft soll gezeigt werden. So werden die handelnden Individuen zu Rollenbildern, die nur noch den ihnen entsprechende Klassen erfüllen müssen. Der freie Wille, die ethische Entscheidung, bleibt auf der Strecke. Niemand ist mehr Schuld, sondern hat nur aus seinem gesellschaftlichen Bewusstsein heraus gehandelt. Die Problematik der Verselbstständigung der Dinge und Systeme, unabhängig von den Handlungen und Entscheidungen der Menschen, stellt ein weiteres interessantes Untersuchungsgebiet dar. Inwieweit können Systeme außerhalb der menschlichen Entscheidung überhaupt existieren und sind diese nicht eher nur durch die handelnden Menschen möglich? Das würde im

²⁷¹ (Marx, 1984 S. 51)

Umkehrschluss bedeuten, dass man sich nicht auf Rollenbilder ausreden dürfe sondern sich wieder seiner eigenen Verantwortung bewusst werden müsste.

Auch den Einfluss des Geldes auf die Logik könnte man untersuchen. Wenn man sich als Geldsubjekt denkend einen rechnenden Schleier über die Welt legt, so müsste dies auch Einfluss auf logische Operationen haben. Sind die Geldeinheiten dann vergleichbar mit Denkeinheiten?

Wieso gelangt man bei der Untersuchung des Geldes so schnell in Zirkularitäten? Ist es vielleicht die Bedeutung des Geldes selber, die man denkend vollzieht, welche einen im Kreis führt? Sind die Einheiten des Geldes auch gleichzeitig Denkeinheiten? Zusammenhängend zu stellen wäre die Frage, inwiefern sich ein pythagoreischer Gedanke durch das in Geldeinheiten denkende Subjekt zieht. Wenn man sich den Geldstoff selber ansieht, so könnte man untersuchen, weshalb gerade Gold so lange Zeit vorherrschend war. Die Entwicklung von der Substanz weg hin zur reinen Funktion würde ein interessantes Forschungsgebiet abgeben. Hier könnte man dann auch neuere Entwicklungen wie reine Internetwährungen einbeziehen. Geld ist mit dem Glauben der Menschen verbunden. Nicht zufällig bedeutet der Ursprung des Wortes Kredit - credo - ich glaube. Sämtliche Phänomene, die mit Geld zu tun haben, sei es Inflation, sei es die Macht der Zentralbanken, haben mit dem Glauben zu tun. Insofern wäre es interessant, den Glauben generell zu untersuchen und in den Zusammenhang mit dem Geldphänomen zu stellen.

Zum Thema Macht des Geldes wäre es interessant, die Geschichte der entsprechenden Geldschöpfungsinstitutionen im gesellschaftlichen Zusammenhang zu untersuchen. Dies wäre eine historische Arbeit, aufgrund der man dann philosophische Rückschlüsse ziehen könnte.

Der Idee, Geld müsse neutral sein, konnten viele Wirtschaftswissenschaftler etwas abverlangen. Dabei haben wir gesehen, dass ein Schuldgeld die Vorstellung schwer macht, neutral als Vermittler zu fungieren. Gerloff meint dazu:

„Die Vorstellung der Klassiker, daß das richtige Geld ein neutrales sein müsse, gründet sich darauf, daß im System der klassischen Ökonomie das Geld in erster Linie als Tauschmittel angesehen wird. Wenn jedoch die Rolle des Geldes im Wirtschaftsablauf eine andere wird, d.h. wenn außer der Funktion des Geldes noch eine andere Funktion erhebliche Bedeutung für den Wirtschaftsverkehr erhält, dann muß auch die Forderung nach dem richtigen Geld einen anderen Inhalt erlangen. Das ist dann der Fall, sobald

der Kreditverkehr das Wirtschaftsleben in stärkerem Maße durchsetzt und damit die Geldwirtschaft zur Kreditwirtschaft wird.“²⁷²

Viele Ökonomen folgen dabei noch dem statischen Gedanken einer Tauschwirtschaft und modellieren hierbei eben den Tausch und nicht Geldoperationen. Sie gehen auf das Modell von Walras zurück und verändern es nur geringfügig. „Wenn dem Phantom der Schaffung eines wertbeständigen Geldes immer wieder nachgejagt wird, so liegt dem, wenn auch vielfach unbewußt, die Vorstellung einer statischen Wirtschaft zugrunde.“²⁷³ Wenn Geld wirklich neutral sein soll, so müsste demnach auch die Wirtschaft statisch, das heißt zeitlos sein. Da aber immer Zinsen anfallen, so sind Umverteilungen dem Geldsystem immanent. Diesen Gedanken an eine scheinbare Neutralität und seine Wichtigkeit herauszuarbeiten, könnte Ziel nachfolgender Arbeiten sein.

Das Bruttoinlandsprodukt, das einen Geldwert darstellt, habe ich im Kapitel der Inflation schon behandelt. Der Fehler liegt hier oft auch darin, in einer Geldwertsteigerung, also einfach in höheren Zahlen, eine gesellschaftliche Wohlfahrtssteigerung zu sehen. Dabei muss man das Verhältnis von Preisen zu Gütern untersuchen, was in der vorliegenden Arbeit nicht zur Gänze berücksichtigt wurde und demnach Stoff für einen Ausbau bereitstellen würde. Ebenso müsste man untersuchen, inwieweit die Vorstellung, dass Zinsen nur Preise des Geldes seien, Probleme birgt. Wenn man Preise versteht als den Ausdruck eines vorgestellten Werts, so wird der Gedanke rückbezüglich. Das Geld selber wird zur Ware, die man für Geld kaufen kann. Dies mag zwar zeitlich überlappend möglich sein. In einer statischen Wirtschaft wäre es nicht denkbar.

„Man musste einen großen Schritt nach vorne machen. Erst im Rückblick kann man sich des Vorteils sicher sein, den der Sprung ermöglicht hat. Aus den Verhältnissen selbst, rein evolutionär, ist weder die Mäßigung der Staatsmacht noch die Entmaterialisierung des Geldes ableitbar. Um qualitative Veränderungen dieser Art zu bewirken, braucht es wohl mehr als detaillierte Kenntnis der jeweiligen Umstände, genaue Berechnung, Optimierung, gutes Verhandeln, usw.; es braucht Mut, Weitsicht, Vision

²⁷² (Gerloff, 1952 S. 218)

²⁷³ (Gerloff, 1952 S. 233)

und natürlich ein großes Maß an Durchhaltevermögen. Sprünge nach vorne sind immer „irrational“.[..]²⁷⁴

Diese Irrationalität gelte es zu untersuchen, wenn man über zukünftiges Verhalten des Geldes schreiben möchte. Man müsste sich neue Modebegriffe wie Schwarmintelligenz ansehen. Der Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie bietet sich hier an.

Was man an obiger Aufzählung sehen kann: Das Gebiet der Geldforschung ist noch lange nicht ausgereizt. Es bietet noch genügend Raum für zukünftige Forschungen.

²⁷⁴ (Dietz, 2011 S. 72)

3 Bibliographie

- Altwater, Elmar. 2010.** *Der große Krach oder die Jahrhundertkrise von Wirtschaft und Finanzen, von Politik und Natur.* Münster : Westfälisches Dampfboot, 2010.
- Arendt, Hannah. 2011.** *Macht und Gewalt.* 20. Auflage. München : Piper, 2011.
- Aristoteles. 2007.** *Die Nikomachische Ethik.* 2.Auflage. Griechisch-Deutsch. Übersetzt von Olof Gigon, neu herausgegeben von Rainer Nickel. Düsseldorf : Artemis & Winkler, 2007.
- Austin, John L. 1968.** Performative und konstatierende Äußerungen. [Buchverf.] Rüdiger Bubner. *Sprache und Analysis.* Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 1968.
- Bach, Maurizio. 2004.** *Jenseits des rationalen Handelns. Zur Soziologie Vilfredo Paretos.* Wiesbaden : Verlag für Sozialwissenschaften, 2004.
- Bednar, Franz. 1963.** *Georg Simmels "Philosophie des Geldes" und Bruno Molls "Logik des Geldes"; Ein Vergleich.* Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Handelswissenschaften der Hochschule für Welthandel in Wien. Wien : s.n., 1963.
- Binswanger, Hans Christoph. 2009.** *Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses.* 3., durchgesehene Auflage. Marburg : Metropolis Verlag für Ökonomie, Gesellschaft und Politik, 2009.
- Bortz, Jürgen und Döring, Nicola. 2006.** *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler.* 4., überarbeitete Auflage. Heidelberg : Springer Medizin, 2006.
- Brodbeck, Karl-Heinz. 2009.** *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik.* Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009.
- . **2006.** *Gewinn und Moral. Beiträge zur Ethik der Finanzmärkte.* Schriftenreihe der Finance & Ethics Academy Band 1. Aachen : Shaker Verlag, 2006.
- Bundesbank, Deutsche. 2010.** Bundesbank.de. [Online] Herbst 2010. [Zitat vom: 02. Jänner 2012.] http://www.bundesbank.de/download/bildung/geld_sec2/geld2_gesamt.pdf.

- Büschgen, Hans E. 2006.** *Das kleine Bank-Lexikon*. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Düsseldorf : Wirtschaft und Finanzen im Schäffer-Poeschel Verlag, 2006.
- Chalmers, Alan Francis. 1982.** *Wege der Wissenschaft. Einführung in die Wissenschaftstheorie*. 2.Auflage. Berlin/Heidelberg : Springer, 1982.
- Cooter, Robert und Rappoport, Peter. 1984.** *Were the Ordinalists Wrong about Welfare Economics?* s.l. : Journal of Economic Literature, 1984. S. 507-530.
- Deutsch, Reinhard. 2006.** *Das Silberkomplott*. 2.Auflage. Rottenburg : Kopp, 2006.
- Dietz, Raimund. 2011.** *Geld und Schuld. Eine ökonomische Theorie der Gesellschaft*. Marburg : Metropolis, 2011.
- Eisler, Rudolf. 1964.** *Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften/Briefen und Handschriftlichem Nachlass*. Hildesheim : Olms, 1964.
- Frege, Gottlob. 1986.** *Über Sinn und Bedeutung. Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. 6.Auflage. Herausgegeben und eingeleitet von Günther Patzig. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 1986.
- Friedman, Milton. 1976.** *Kapitalismus und Freiheit*. München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 1976.
- Fromm, Erich. 1984.** *Die Kunst des Liebens*. Wien/Stuttgart : Bertelsman Club GmbH/Deutsche Verlags-Anstalt, 1984.
- . 1976. *To have or to be?* New York/London : Continuum, 1976.
- Gerloff, Wilhelm. 1952.** *Geld und Gesellschaft. Versuch einer gesellschaftlichen Theorie des Geldes*. Frankfurter wissenschaftliche Beiträge. Kulturwissenschaftliche Reihe. Band IX. Frankfurt/Main : Vittorio Klostermann, 1952.
- Gesell, Silvio. 2004.** *Gesammelte Werke. Band 11. 1920. Die Natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld*. 4., letztmalig vom Autor überarbeitete Auflage. Neuauflage 2004. Lütjenburg : Gauke, 2004.
- Geyer, Ph. 1867.** *Theorie und Praxis des Zettelbankwesens nebst einer Charakteristik der Englischen, Französischen & Preussischen Bank*. München : Fleischmann, 1867.

- Government, United States. 2011.** Wikipedia. [Online] 2011. [Zitat vom: 2. 11 2011.] http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Dollarnote_hq.jpg&filetimestamp=20090315172511.
- Häring, Norbert. 2010.** *Markt und Macht. Was Sie schon immer über die Wirtschaft wissen wollten, aber bisher nicht erfahren sollten.* Stuttgart : Schäffer-Poeschel , 2010.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 1979.** *Werke 5. Wissenschaft der Logik I. Erster Teil. Die objektive Logik. Erstes Buch.* Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1979.
- Heinsohn, Gunnar und Steiger, Otto. 2009.** *Eigentum, Zins und Geld: Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft.* Fünfte Auflage. Marburg : Metropolis , 2009.
- . **2006.** *Eigentumsökonomik.* Marburg : Metropolis, 2006.
- Hörmann, Franz. 2008.** Kapitalerhaltung und die Grenzen der Doppik. [Buchverf.] Gerhard Seicht. *Jahrbuch für Controlling und Rechnungswesen 2008.* Wien : LexisNexis ARD ORAC, 2008.
- Hörmann, Franz und Haesler, Herbert R. 2008.** *Unternehmensbewertung mittels ewiger Renten - eine logische Unmöglichkeit!* Wien : Manz, 2008. S. 1050-1053. Bd. 11, Downgeloaded unter <http://www.wu.ac.at/taxmanagement/Institut/Mitarbeiter/Hoermann/new2006/downloads/ecolex20081110501053.pdf> am 14.April 2011 um 19:05 Uhr.
- Hovenkamp, Herbert. 2010.** *The Coase theorem and Arthur Cecil Pigou.* s.l. : Arizona Law Review Volume 51, 2010. S. 633-649.
- Issing, Otmar. 2007.** *Einführung in die Geldtheorie.* 14. Auflage. München : Franz Vahlen, 2007.
- Janich, Oliver. 2011.** *Das Kapitalismus-Komplott.* 4. Auflage. München : FinanzBuch, 2011.
- Kant, Immanuel. 1998.** *Kritik der reinen Vernunft.* Nach der 1. und 2. Original-Ausgabe hrsg. von Jens Timmermann. Mit einer Bibliographie von Heiner Klemme . Hamburg : Meiner, 1998.
- Keynes, John Maynard. 1930.** *A Treatise On Money. In Two Volumes. Volume I. The Pure Theory of Money.* London : Macmillan, 1930.

- . 1971. *The collected writings of John Maynard Keynes. Volume V. A treatise on money in two volumes. 1 The pure theory of money.* Cambridge : Macmillian Press, 1971.
- . 1973. *The collected writings of John Maynard Keynes. Volume VII. The General theory of employment interest and money.* Cambridge : The Royal Economic Society, 1973.
- Liessmann, Konrad Paul.** 2003. *Die großen Philosophen und ihre Probleme. Vorlesungen zur Einführung in die Philosophie.* 4. Auflage. Wien : Facultas, 2003.
- Lietaer, Bernard.** 2002. *Das Geld der Zukunft: Über die zerstörerische Wirkung unseres Geldsystems und Alternativen hierzu.* 1.Auflage. München : Riemann, 2002.
- Luhmann, Niklas.** 2005. *Einführung in die Theorie der Gesellschaft.* [Hrsg.] Herausgegeben von Dirk Baecker. Heidelberg : Carl-Auer, 2005.
- Malthus, Thomas Robert.** 1986. *Principles of political economy. The second edition (1836) with variant readings from the first edition (1820) Part I.* [Hrsg.] E.A. Wrigley and David Souden. London : William Pickering, 1986. Bd. 5.
- Martin, Paul C.** 1986. *Der Kapitalismus. Ein System, das funktioniert.* unter Mitarbeit von Dipl.-Ing. Walter Lüftl. München : Langen-Müller/Herbig, 1986.
- Marx, Karl.** 1984. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band.* Nach der vierten, von Friedrich Engels durchgesehenen und herausgegebenen Auflage, Hamurg 1890. Berlin : Dietz Verlag, 1984.
- Merton, Robert K.** 1995. *The Thomas Theorem and The Matthew Effect.* s.l. : Social Forces, 1995. S. 379-424. Bd. 74, Downloaded von <http://garfield.library.upenn.edu/merton/thomastheorem.pdf> am 7.12.2011 um 15:45 Uhr.
- Mirowski, Philip und Plehwe, Dieter.** 2009. *The road from Mont Pèlerin. The making of the Neoliberal Thought Collective.* London; Cambridge/M : Harvard University Press, 2009.
- Mises, Ludwig von.** 2010. *Nationalökonomie. Theorie des Handelns und Wirtschaftens.* Unveränderter Nachdruck der 1.Aufl., Genf 1940. Flörsheim : buchausgabe.de Michael Kastner, 2010.
- Moll, Bruno.** 1956. *Logik des Geldes.* 4.Auflage. Berlin : Buncker & Humblot, 1956.

- Putnam, Hilary. 2004.** *The collapse of the fact/value dichotomy and other essays.* 3rd printing. Cambridge/Massachusetts, London : Harvard University Press, 2004.
- Ricardo, David. 2006.** *Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung.* 1.Auflage. München : FinanzBuch Verlag, 2006.
- Rietzel, Wolfgang. 1985.** *Immanuel Kant. Eine Biographie.* Berlin/New York : de Gruyter, 1985.
- Schumpeter, Josef A. 2007.** *Geschichte der ökonomischen Analyse II.* Nach dem Manuskript herausgegeben von Elizabeth B. Schumpeter. Mit einem Vorwort von Fritz Karl Mann und einer Einführung von Alexander Ebner. Zweiter Teilband. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2007.
- Senf, Bernd. 2004.** *Die blinden Flecken der Ökonomie.* 3.Auflage. München : Deutscher Taschenbuchverlag, 2004.
- Siebert, Patrick. 2011.** *Das Geld in der Neoklassik. Der Paradigmenwechsel in der Ökonomik am Beispiel der Geldtheorie.* Diplomarbeit an der Wirtschaftsuniversität Wien. Wien : s.n., 2011.
- . **2011 a.** Patrick Seabird - Wirtschaftsphilosoph. *Patrick Seabird - Das Problem der Gegenseitigkeit.* [Online] Siebert, Juni 2011 a. [Zitat vom: 11. November 2011.] <http://patrickseabird.blogspot.com/2011/06/das-problem-der-gegenseitigkeit.html>.
- Simmel, Georg. 1989.** *Gesamtausgabe 6. Philosophie des Geldes.* 1. Auflage. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1989.
- Smith, Adam. 1999.** *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker.* [Hrsg.] Hrsg. und eingeleitet von Erich W. Streissler. Band I. Aus dem Englischen übersetzt von Monika Streissler. Düsseldorf : Verlag Wirtschaft und Finanzen, 1999.
- . **2005.** *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker.* Aus dem Englischen übersetzt von Monika Streissler. Herausgegeben und eingeleitet von Erich W. Streissler. 1.Auflage. Tübingen : UTB Mohr Siebeck, 2005.
- Sohn-Rethel, Alfred. 1990.** *Das Geld, die bare Münze des Apriori.* Berlin : Klaus Wagenbach, 1990.
- . **1978.** *Warenform und Denkform.* Frankfurt/Main : suhrkamp, 1978.

- Taylor, Charles. 1978.** *Hegel*. Übersetzt von Gerhard Fehn. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 1978.
- Wiese, Harald. 2005.** *Mikroökonomik. Eine Einführung in 379 Aufgaben*. 4.Auflage. Berlin, Heidelberg : Springer, 2005.
- Wittgenstein, Ludwig. 2003.** *Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt/Main : Suhrkamp, 2003.
- Zarlenga, Stephen. 2008.** *Der Mythos vom Geld. Die Geschichte der Macht*. Zürich : Conzett/Oesch, 2008.

4 Danksagung

Für die Betreuung danke ich herzlichst meinem Professor Dr. Wolfgang Pircher!

Und für positiven Zuspruch, psychologische Betreuung, Korrekturlesen und Inputs während des Erstellens dieser Arbeit danke ich:

Domenika Badegruber, Alexander Berg, Valentin Eisendle, Lisa Maria Forstner, Ivo Friedl, Mona El Khalaf, Daniel Langegger, Jörn Nitsch, Gottfried Seelos, Katharina Siebert, Walter Siebert, Kamala Wysoudil und Stefan Zechner

5 Abstract (deutsch)

Die folgenden Fragen werden in dieser Arbeit beleuchtet: Was ist Geld und wie kann man diese Frage beantworten? Zunächst wird die Frage gestellt, wie man Erkenntnisse über das Wesen des Geldes erlangen kann. Was sind die transzendentalen Bedingungen der Gelderkenntnis? Wie geht man mit dem Begriff Geld um? In der Arbeit wird davon ausgegangen, dass die strenge Unterscheidung zwischen Aussagen über das Sein und über das Sollen nicht aufrechtzuerhalten ist. Weiters wird gemäß der Sprechakttheorie vorausgesetzt, dass Sprechen immer auch Handeln ist. Wenn man also über das Sein des Geldes spricht, so normiert man immer schon und formuliert implizit eine Ethik. Wenn Geld definiert wird, so spricht man meist über die drei Geldfunktionen: Wertaufbewahrung, Tauschmittel und Recheneinheit. Können diese aufrechterhalten werden? Oder ist es nicht vielmehr so, dass auch in der Praxis sich diese Funktionen widersprechen? Denn bewahrt Geld wirklich Wert auf? Wie ist das zu denken? Kann man Geld wirklich heranziehen, um Wert zu messen? Zunächst wird angenommen, dass Wert nicht naturwissenschaftlich messbar ist, sondern es sich immer nur um ein Bewerten dreht. Georg Simmel versucht den umgekehrten Weg, indem er von den Bewertungen zum Geld schreitet. Geld kann in Warengeld und Schuldgeld unterteilt werden. Doch was passiert, wenn Geld nur über Schulden in Umlauf kommt? Ist ein Geldschein dann nichts anderes als der Beleg für eine Schuld? Wie müsste eine Wirtschaftstheorie aussehen, die dem Rechnung trägt? Wie hängen weiters Geld und Macht zusammen? Wer hat Macht in Zusammenhang mit Geld? Sind es die Geldschöpfer oder auch diejenigen, die über Geld nachdenken? Ist Geld eine Entität oder muss eher auf den Prozess, auf das Fließen, geachtet werden? Was ist der Unterschied zwischen Bestands- und Flussgrößen? Anders formuliert: Was lösen die beiden Modi Sein und Haben aus? Und wenn über das Haben gesprochen wird: Wie ist die Verflechtung von Geld und Eigentum? Schließlich wird auf den Tausch eingegangen und seine Verwicklung mit dem Geld. Es wird das Geldsubjekt beschrieben, welches die Welt nur noch aus dem berechnenden Blickwinkel sieht.

6 Abstract (english)

What is money and how can you answer this question? How can you gain insights into the nature of money? What are the transcendental conditions of knowledge about money? How do you deal with the concept of money? This paper assumes that the strict dichotomy between values and facts cannot be maintained. Furthermore it is assumed, according to the theory of speech acts, that you cannot speak without acting. So if you speak about money, you are always producing norms and formulating implicit ethics. If money is defined, we usually speak about three functions of money: store of value, medium of exchange and unit of account. Can these be sustained? Or do these functions rather contradict each other in practice? Can money really be a store of value? Can you really use it to measure value? It is assumed that value is not scientifically measurable, but it is rather a valuating. Georg Simmel tried the opposite way in thinking the evolution from valuation to money. Money can be divided up into commodity money and debt money. But what happens when money comes into circulation only through debt? Is a bank not only a promissory note? How would an economic theory look like that takes this distinction into account? Further: How are money and power connected? Who has power in relation to money? Is it the creators of money or those who reflect about money? Is money more an entity or a process, a flow? What is the difference between stock and flow variables? In other words: What is the having mode, what is the being mode triggering? Speaking about having, what is the connection of money and property? Finally the entanglement of money and exchange is being discussed. The changed subject, which sees the world only from the money angle, is debated.

7 Lebenslauf



Mag. Patrick Siebert

patrick@patricksiebert.at

www.PatrickSiebert.at

Leben und Ausbildung:

2011	Abschluss Internationale Betriebswirtschaft mit dem Titel Mag.rer.soc.oec.
2002– heute	Doppelstudium Internationale Betriebswirtschaft , Spezialisierung auf Transportwirtschaft und Logistik und Informationswirtschaft, Wirtschaftsuniversität Wien und Philosophie an der Universität Wien, Auslandssemester an der Université Paris Dauphine
1994 – 2002:	GRG 1 Stubenbastei 6-8, 1010 Wien, Abschluss: Matura mit guten Erfolg , Juni 2002
1990 – 1994:	Volksschule Zeltgasse 7, 1080 Wien
06. Juni 1984	Geboren in Wien

Sprachkenntnisse:

- **Deutsch** – Muttersprache
- **Englisch** – fließend in Wort und Schrift
- **Französisch** – in Wort und Schrift
- **Österreichische Gebärdensprache** – fließend

Berufliche Erfahrung:

2003 - heute	SIEBERT-CONSULTING-GROUP (www.siebert.at)	Wirtschafts- und Teamtrainer
2008 – 2009	Frick am Graben , Buchhandlung (www.buchhandlung-frick.at)	Fachberatung
2005 – 2007	POLYCOLLEGE , Volkshochschule (www.polycollege.ac.at)	Bildungsberatungsstelle für Gehörlose
Herbst 2003 – Herbst 2004	WITAF , Gehörlosen-Verein (www.witaf.at)	Zivildienst
Herbst 2003 – Herbst 2004	DREI , Mobilfunkanbieter (www.drei.at)	Gebärdensprachpromotor
Frühling 2003	INVESCO Österreich, Investment-Ges. (www.invesco.at)	Praktikum

Ausgewählte Publikationen:

- Gleitfahrt. Ein philosophisches Abenteuer auf der Donau. 2007. ISBN: 978-3200008915
- Vernunft der wirtschaftlichen Kritik. Die wirtschaftsphilosophische Wende. 2009. ISBN:978-3839128398
- Die Zukunft des Gelds. 2012. T3N Ausgabe 27, S. 55-59. ISSN: 1861-339X

Besondere Kenntnisse, Erfahrungen und Tätigkeiten:

- Sicherheitslizenz zur **Sicherheitstrainer-Ausbildung** gemäß International Industry Standard for Ropes Courses
- 2008: **2. Platz** im Ideenwettbewerb Prix ATTC 2008 zum Thema „Innovative Verkehrsinformationsdienste“ www.attc.at
- 2010: **3. Platz** beim ÖBB-Forschungswettbewerb „Bahn & Umwelt“ 2010 mit dem Projekt „Einsatz von Telematik zur Verbesserung der Umweltbilanz des Systems Eisenbahn“, unter der Schirmherrschaft von Bundesminister DI Berlakovich
- Ab 2008: Eigener **wirtschaftsphilosophischer Blog** auf patrickseabird.blogspot.com
- 2005 - 2008 ehrenamtliches Vorstandsmitglied als **Kassier** im Verein Österreichischer Gehörloser Studierender www.voegs.at
- 2009 Teilnahme am **Shlow-Programm** (Mobilising Transport research into Speed Management) des European Transport Safety Council www.shlow.eu
- Seit 2004 **Obmann-Stv, Moderation, Administration** im Verein Skriptenforum www.skriptenforum.net
- 2009 Beleuchter im Film „Too Long Fu“: www.toolongfu.at
- 2011: **Administration** des Blogs auf sinnschrift.at/blog/